

William Wagner
R.O.
Am Alten
Mark.

Preis \$3.00 per Jahr,

oder \$30.00 per Year,
für 12 Monthly Numbers,
oder \$100.00 per Year,
für 12 Annual Numbers.

Atlantis.

Eine Revue

für

Wissenschaft, Politik und Poesie.

Correspondenzen und Beiträge

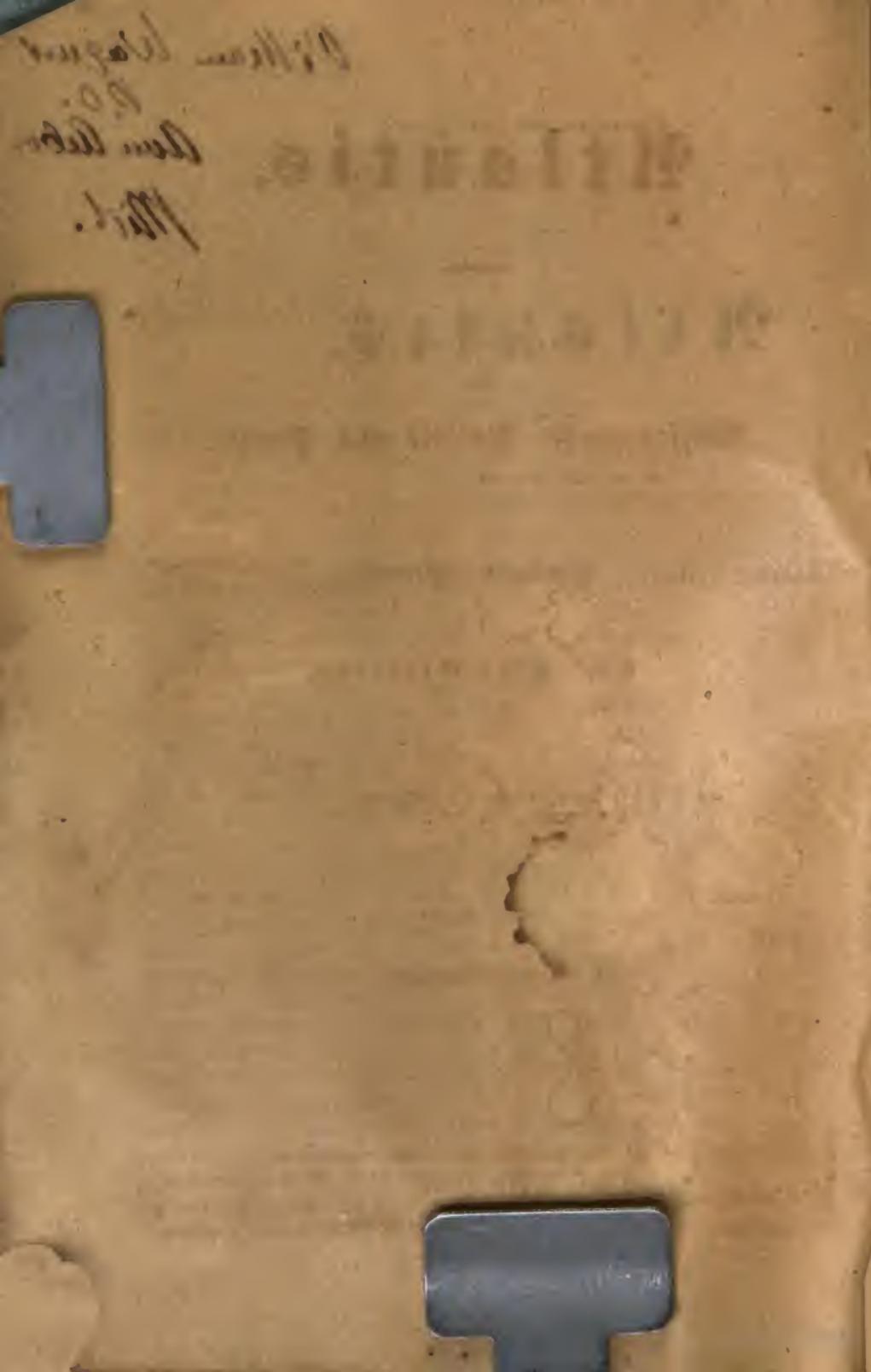
werden

christianischen

Neue Folge. Dritter Band.

Zur Zeit

Cleveland, Ohio, 1855.



Atlantis.

Eine Monatsschrift
für
Wissenschaft, Politik und Poesie.

herausgegeben und redigirt

von

Christian Esselen.

Neue Folge. Dritter Band.

Juli bis December.

Cleveland, Ohio, 1855.

Motto:

„Das alleinige Streben nach dem Nützlichen
ziemt nicht dem edlen und guten Menschen“

Aristoteles.

Alfantis.

Neue Folge,
Band 3. Heft 1.

Juli, 1855.

Alte Folge,
Bd. 3, Nr. 93—96.

Zwischen beiden Ufern.

Es ist interessant, in einer Baumwollensfabrik die tausend Fäden sich durchkreuzen und zusammenarbeiten zu sehen; aber was ist die feinste und complizirteste Arbeit am Jacquardstuhle im Vergleich zu dem Webstuhle der Gedanken, wo die verschiedensten Eindrücke, Wahrnehmungen, Empfindungen, Vorstellungen, Ideen sich durchkreuzen und zu einem einzigen Case, Urtheile oder Schluss sich zusammen schließen. Wenn man mitten in einer volkreichen Stadt auf einem Thurm steht, und die Wogen des Lebens rings um sich her rauschen hört, so glaubt man, wie am Ufer des rauschenden Meeres, nur Eine Melodie, nur Ein Lied zu hören. Aber von tausend und aber tausend verschiedenen Punkten geht der Schall aus, und könnte man die Schallwellen in der Luft sehen, wie die Wellen des Meeres, es wäre ein Durcheinander von vielen Millionen Kreisen und Wellenlinien, die sich durchschneiden und einander kreuzen. Aber bis dies tausendstimmige Geräusch an unser Ohr gedrungen ist, scheinen die Millionen der verschiedenen Schallwellen nur Einen Strom zu bilden, der eine eintönige, monotone Weise dahinrauscht. Welche Gegensätze sind in dieser Melodie enthalten! Das Wort des Weisen und der Fluch des Räubers, das Lächeln des Kindes und das Röcheln des Sterbenden, der schrille Pfiff der Dampfmaschine und der feierliche Orgelklang, eine Melodie von Mozart und das Lärmen der Fischweiber am Markte: Alles tönt zusammen; und bildet eine einzige mächtige Stromwelle, der wir mit Bewunderung zuhören. So auch scheint die Geschichte der Menschheit nur in einem einzigen großen Strom dahin zu fließen, der auch uns, wie ein leichtes Rohr, mit hinwegreißt, aber in diesem großen Strom bemerken wir Tausende verschiedener Wellenkreise, die von verschiedenen Punkten ausgehen; Tausende der verschiedensten Gedanken werden auf dem Webstuhle der Zeit zusammengeschmiedet; Tausende der verschiedensten Kräfte wälzen sich hier durcheinander. Wie der in den See geworfene Stein einen weiten Kreis von Wellen bildet, so verursacht jedes Ereigniß, jeder Mensch, jede Kraft einen weiten Kreis von Ereignissen, Bewegungen und Erscheinungen. Welcher Mathematiker möchte ein Bild dieser verschiedenen Kreise zeichnen, und berechnen, wie sie sich einander kreuzen, wie sie sich wechselseitig verstärken oder aufheben? Die Harmonie der Töne ist mathe-

matisch ausgemessen und wissenschaftlich erforscht ; die Musik ist, wie die Chemie, auf ganz einfache arithmetische Verhältnisse zurückgeführt, aber die Harmonie des Lebens ist noch dasselbe Geheimniß, wie die Harmonie der Tiere im großen Weltall.

Gewiß, die Welt ist in Fluß und Bewegung gerathen, und wir schwimmen im weiten, wogenden Ocean. Hinter uns die alte Welt, die sich mit aller Zähigkeit und Hartnäckigkeit den andringenden Wellen widerseht ; die alle Erinnerungen der Vergangenheit, alle Reste ihrer Kraft, noch einmal zusammenrafft, um dem Strome der Weltgeschichte einen Damm entgegen zu setzen. Vor uns die neue Welt, schön aber ungewiß, wie das Bild d.r fata morgana, reizend durch den Morgennebel verhüllt, eine Mischung von Dichtung und Wahrheit. Aber schon schwimmen uns Blumen von dem unbekannten Lande entgegen ; schon verkünden uns Vögel die Nähe der neuen Welt. Staunend hören wir von dem „Kunstwerk der Zukunft“ ; wir studiren den Staat und die Politik der Zukunft ; wir werfen einen „Blick in das Criminalrecht der Zukunft“ ; in allen Wissenschaften und Sphären kundigt sich uns bedeutungsvoll eine Zukunft an, die allen Zauber der Schönheit und des Glückes für uns hat. Was zieht uns mit so magischer Gewalt dieser Zukunft entgegen ? Woher stammt die Sehnsucht, die uns vorwärts und vorwärts treibt ? Wer ist der Prophet, der uns diese Zukunft weissagt ? Oder wer ist der Dämon, der uns durch Trugbilder in den Abgrund lockt ?

Eins ist es, worin die Männer der entgegengesetztesten Ansichten und Parteien, die Leute der alten, wie der neuen Welt, übereinstimmen, nemlich, daß der gegenwärtige Zustand der Dinge so nicht mehr fortgehen kann, daß es entweder heißt : Vorwärts ! oder Rückwärts ! Wir stehen zwischen beiden Ufern, und die See geht hoch und immer höher. Wohin geht der Strom ; wohin treibt der Wind ?

Die Menschheit geht offenbar einen demokratischen Zeitalter entgegen. Wenn wir uns durch den Wirrwarr der Zeit nicht mit verwirren lassen, wenn wir nicht jeder kleinlichen Verdrießlichkeit, jeder momentanen Bestimmung Rechnung tragen wollen, dann wird diese Hoffnung in uns zu einer unverwüstlichen Überzeugung. Aber wir müssen, nm die Stimme der Zeit zu hören, nicht nur auf unsere nächste Umgebung achten ; da gibt es viele Mistöne ; Lärm und Geschrei ist um uns her ; die Fischweiber schreien, die Krämer schachern, die Fuhrleute fluchen, die Kinder weinen, die Maschinen rasseln, das Geld klappert ; es ist eine verdrießliche Musik. Aber steigen wir oben auf dem Thurm, wo reine Luft und frischer Wind ist, da klingen alle Stimmen der Zeit zu einer großen gewaltigen Melodie zusammen, und diese Melodie ist ein Lied der Freiheit. —

Die Menschheit wird immer freier, besser, glücklicher ; dies kann man in allen Gebieten des menschlichen Lebens, wenn man sie im Zusammen-

hange nimmt, nachweisen. Die unendliche Vervollkommnungsfähigkeit des Menschengeschlechts, welche die Philosophen behaupten, ist keine vage Theorie mehr, sondern ein bestimmt nachgewiesenes Naturgesetz. Zwar finden wir immer noch einzelne Beispiele menschlicher Röhheit und Barbarei, die von den Greuelthaten während der Volkswanderung und des Mittelalters nicht überboten werden; zwar hat die Vorzeit uns Denkmäler der Poesie und Kunst, Tugenden der Patrioten, Großthaten der Helden hinterlassen, welche die Menschen heutiger Zeit nicht nachahmen, viel weniger überbieten können: aber diese einzelnen Ausnahmen werden desto auffälliger, je mehr sie sich von dem allgemeinen Gange der menschlichen Entwicklung unterscheiden. Früher konzentrierte sich der Geist und die Kraft eines Volkes in einzelnen hellen Köpfen, während in unserm demokratischen Zeitalter die ganze Masse des Volkes Theil an der Kultur und Civilisation nimmt. Um deshalb Vergleichungen zwischen der Gegenwart und Vorzeit anstellen zu können, muß man die einzelnen Erscheinungen des Lebens im Zusammenhange betrachten; dann wird diese Parallele gewiß befriedigend für uns ausfallen; dann werden wir nicht mehr in das gewöhnliche Klagen über das Schlechterwerden der Zeiten und Menschen einstimmen. Diese Klagen finden wir schon in der ältesten Vorzeit. Schon im Homer wird darüber geklagt, daß die Kraft des Menschengeschlechts abgenommen habe. In der Bibel findet man ähnliche Klagen. Die Sagen und Fabeln aller Völker weisen auf eine paradiesische Kindheit der Menschheit hin, und gewiß es fehlt keinem Menschen „das verlorene Paradies“. Diese rückblickende Stimmung des Menschengeschlechts, diese Sehnsucht in die Vergangenheit ist sehr bezeichnend; jeder Mensch kann sie an sich selbst wahrnehmen. Die Erinnerung, das Andenken an einen Gegenstand, ein Ereigniß, eine Person ist uns immer schöner und lieber, als dieser Gegenstand selbst, und Verhältnisse, die wir früher vielleicht ohne Werthschätzung haben vorüber gehen lassen, Augenblicke, die wir in leichtfinneriger Zerstreitung vorüberfliegen sahen, werden in der Rückinnerung das Objekt der innigsten Zuneigung und Theilnahme. Die Gemüthsbewegung, welche wir empfinden, wenn wir Ruinen der Vorzeit sehen, Bruchstücke römischer Wasserleitungen, mittelalterliche Burgen, zerfallene Dome, stammt wohl aus derselben psychologischen Quelle. Die Erinnerung wirft einen poetischen Schleier über die Ereignisse, und daher erscheint uns die Vergangenheit schöner und besser, als die Gegenwart. Wie viel besser war es früher! — so sagen alle alten Leute. Natürlich; sie erinnern sich in ihrem gebrechlichen Alter an die frische Arbeits- und Genussfähigkeit der Jugend, und klagen über das Schlechterwerden der Menschheit. Aber die Menschheit wird nicht mürbe und alt, sondern nur die Individuen. Die Menschheit ist immer auf dem Wege der Verbesserung und Verjüngung begriffen; alles Heimweh, das die Erinnerung an Hellas schöne Welt

hervorruft, kann uns darüber nicht täuschen ; alles Misere, aller moralische Schmäus, der uns gegenwärtig in den Weg geworfen wird, macht uns darin nicht irre. Wohin wir nur blicken, sehen wir mildere Sitten, freieres Streben, größere Bildung, wie in der Vorzeit. In der Politik hat der Grundsatz der Volksouveränität und Selbstregierung eine ausgedehnte Anwendung gefunden, und selbst der Despotismus ist, wie z. B. in Frankreich, gezwungen, sich hinter den allgemeinen Volkswillen zu verborgen. Die Völker fangen an, über ihre politischen und socialen Zustände nachzudenken, und dies ist schon die Hälfte der Freiheit. In allen Gebieten des Rechtes sehen wir einen großen Fortschritt. Während früher der Despot über Leben und Eigenthum der Bürger willkürlich verfügen konnte, ist jetzt das Leben, die Freiheit und das Eigenthum der Menschen in allen civilisierten, selbst in den noch monarchischen Ländern unter gesetzliche Garantie gestellt. Einzelne Ausnahmen davon, wie z. B. die Negerklaverei in Amerika, beleidigen so sehr die öffentliche Moral, daß sie Veranlassung zu fortwährender Aufregung und allgemeinem Unwillen sind. Das Strafrecht ist in allen Ländern der Welt milder und humaner geworden : die Jury ist ein integritender Bestandtheil jeder geordneten bürgerlichen Gesellschaft ; die Tortur ist überall, die Todesstrafe in vielen Staaten abgeschafft, und die Zeiten der Inquisition sind so sehr von dem ganzen Charakter der gegenwärtigen Kulturperiode verschieden, daß wir uns kaum zu dem Glauben an die Möglichkeit derselben überreden können. Der Grundsatz der religiösen Toleranz ist auf beiden Hemisphären so verbreitet, daß jeder Versuch der Unduldsamkeit sofort, wie dies z. B. an der hiesigen Know-Nothing-Bewegung zu sehen ist, die allgemeinste Entrostung hervorruft, und nur dazu dient, die Freiheit der Religionsübung vor ferneren Angriffen sicher zu stellen. Die Religion selbst ist in ihren tiefsten Grundlagen erschüttert ; sie steht nur noch in ihrer äußeren Form als eine Sache der Gewohnheit und der Mode da, und trotz des puritanischen und katholischen Fanatismus ist das Zeitalter der Kreuzzüge für immer vorüber. Die schroffen Unterschiede und Feindschaften zwischen den verschiedenen Klassen der Bevölkerung, wie zwischen den einzelnen Völkern, haben sich gemildert ; die Ständeunterschiede sind zum größten Theile hinweggefallen ; ein kräftiger Mittelstand hat die Lücken zwischen dem Adel und der Leib-eigenschaft des Mittelalters ausgefüllt, und so häufig man auch noch aristokratische Vorurtheile und Institutionen findet, so betrachtet der gesunde Sinn des Volkes sie doch allenthalben mit Abneigung, und als einen Widerspruch zu dem Charakter dieses Jahrhunderts. Die Grenzen und Entfernungen zwischen den Nationen sind durch die Entdeckung der Dampfkraft entweder ganz hinweggeräumt oder bedeutend verringert, und ein kosmopolitischer Geist fängt an, die nativistischen Bestrebungen zu verdrängen. Der Völkerbund, die Solidarität der Völker, ist das Lösungs-

wort der revolutionären Partei Europa's, und damit ist ausgesprochen, daß keine Nation in Zukunft sich mit der eignen Freiheit begnügen wird, sondern die Freiheit für die ganze Menschheit verlangt. Ueberhaupt sind die Ideen und Hoffnungen der Massen des Volkes schon so weit gediehen, daß wenn einmal ein Umschwung der politischen Verhältnisse sich ergibt, daß dann man sich nicht mit lokalen und partiellen Reformen behelfen wird. Die sociale Reform ist ein Thema, welches nicht nur die Philosophen und Staatsmänner, sondern auch die Massen des Volkes beschäftigt; die utopischen Ideen sind durch klare Vorstellungen und praktische Bestrebungen verdrängt, und die durch die Naturwissenschaften hervorgebrachten Fortschritte in der Industrie, der Technik und Mechanik kommen der humanen Bestrebungen auf socialen Gebiete zu Hilfe. Schon ist eine Menge von mechanischen Arbeiten den Händen des Menschen entrissen und der Maschine überantwortet, und wir können den Tag dämmern sehen, an welchem der Mensch nur solche Arbeiten zu verrichten hat, bei welchen menschliches Denken und Urtheilen nothwendig ist, wo der Mensch nicht mehr als Maschine gebraucht wird.

Mehr noch, wie in den Gebieten des praktischen Lebens zeigt sich in den Gebieten der Wissenschaft ein unermesslicher Fortschritt; hier sehen wir die siegende Gewalt des menschlichen Geistes an staunenswerthen, bewunderungswürdigen Resultaten; hier überzeugen wir uns von dem großen Vorrang dieses Jahrhunderts vor ihren Vorgängern. Die Methode des Denkens ist einfach und praktisch geworden; man geht von dem Sache, daß der Grund jeder Sache in der Sache selbst liegt, von dem Sache der inneren Vernünftigkeit und Nothwendigkeit alles Bestehenden aus, und sucht aus der Beobachtung und Erfahrung die Urtheile und Schlüsse herzuleiten. Die Philosophie hat sich von ihren transzendentalen Theorien gereinigt; sie ist, nach dem Ausdrucke Cicero's, vom Himmel herabgestiegen und zu einer Wissenschaft des denkenden Menschen geworden; sie hat mit einer trefflichen Kritik die Doktrinen der Religionen zerstört, und ist in ihrer heutigen Form die Lehrerin und Führerin aller übrigen Wissenschaften. Die Wissenschaften der Politik und des Rechtes sind von ihrem historischen Plunder befreit worden. Die Naturwissenschaften haben ihr Material in den letzten fünfzig Jahren wenigstens verzehnfacht, und dabei an Einfachheit und Sicherheit der Prinzipien und der Beweisführung zugewonnen. Neue Wissenschaften, wie die Chemie, sind entstanden; die menschliche Erkenntniß hat neue Grundlagen dadurch gewonnen, und man ist dem Prozesse des Lebens und dem Urgezehe der Natur näher gekommen. Größer noch, wie die Fortschritte der Wissenschaft selbst, ist ihre Verbreitung unter den Massen geworden; während früher die Wissenschaft in gelehrt Kästen und Zünften eingeschlossen war, ist sie jetzt Eigenthum des Volkes; die Zahl der Schulen und Universitäten für das Volk vermehrt sich

auf eine ungemeine Weise, und die Zahl Derer, die lesen und schreiben können, ist wenigstens hundert Mal so groß, wie vor einem Jahrhundert. Die Errungenschaften der Kunst, die Leistungen der Poesie, schließen sich würdig den wissenschaftlichen Fortschritten an; das „Kunstwerk der Zukunft“ ist schon kein Traum und kein Ideal mehr; es reicht mit tausend Andeutungen und Versuchen schon in die Gegenwart hinein, und wir können es schon jetzt als eine Errungenschaft des menschlichen Geistes nennen.

So sehen wir überall riesenmäßige Fortschritte, und der Stolz, Bürger dieses großen, strebsamen Jahrhunderts zu sein, ist trotz aller Widerwärtigkeiten des Momentes gerechtfertigt. Was uns aber noch mehr, wie die schon errungenen Siege der Civilisation freut, ist, daß die Menschheit schon so weit gekommen ist, daß sie weiter gehen muß. Weder in der Wissenschaft, noch in der Industrie, noch in der Politik, noch in irgend einem anderen Gebiete des menschlichen „Strebens“ und Denkens können wir stillstehen oder rückwärts gehen; es sind überall Fortschritte gemacht, welche gebieterisch zu weiteren Fortschritten treiben. Jede neue Entdeckung lädt zu vielen weiteren Entdeckungen ein; jede neue Erfindung macht eine Reihe weiterer Erfindungen nothwendig, und wo immer ein heller Gedanke in die Seele des Menschen fällt, oder ein neuer Lehrsatz in der Wissenschaft auftaucht, weist er auf andere dunkle und zweifelhafte Punkte der Wissenschaft hin, und zwingt zu ihrer Ergründung. Die Menschheit besitzt in der bis jetzt errungenen Stufe der Civilisation eine genügende Garantie für die steigende Civilisation der Zukunft. Die moderne Cultur kann nicht, wie die antike, von der Barbarei in die Vergessenheit zurückgedrängt werden, denn sie wohnt in den Massen, in den breiten, tiefen Massen des Volkes. Die Werke eines Goethe und Humboldt können nicht, wie die eines Livius oder Tacitus, in den Kellern der Klöster versteckt werden, wo später man durch Zufall einige Fragmente hinter modernden Fässern findet. Die Buchdruckerkunst hat dieselben verwiegt; die Gedanken unserer großen Männer werden durch die leichten, beweglichen Typen sicherer der Unsterblichkeit überliefert, als wenn man sie in Marmor eingehauen hätte, und unsere Literatur wird erst mit der Menschheit untergehen.

Wenn wir uns in diesem großen Kreise von Reformen, von Fortschritten menschlicher Freiheit und Bildung umsehen, dann empfinden wir ein Gefühl der Genugthuung und eines befriedigten Selbstbewußtseins. Wir vertrauen der Zukunft, der Menschheit und auch uns selbst. Wenn uns auch wild die Wogen des Lebens umherwerfen, und uns auf der unfruchtbaren Wüste des Meeres keine Blumen und Saaten wachsen; wenn auch vom andern Ufer her die Vergangenheit noch ihre Schatten hinüberwirft: wir schauen unverwandt der neuen Welt, dem Lande der Verheißung, entgegen; wir dünken uns jetzt schon als Bürger in dem Reiche der Zukunft, und dieser Gedanke ist allein das Leben werth.

Freilich, noch rafft die alte Welt alle ihre Kräfte, alle ihre Erinnerungen, alle ihre Täuschungen zusammen, um den Sieg der modernen Weltanschauung zu verhindern; der russische Despotismus und die amerikanische Demokratie fanatisiren sich für die Ausbreitung und Verewigung der Sklaverei; die strengen, schroffen Gegensätze der Nationalitäten und Religionen scheinen wieder in mittelalterlicher Weise hervorzutreten, und die Beweise der tiefsten Erniedrigung des Menschengeschlechtes häufen sich. Europa bietet das Schauspiel einer allgemeinen Zerrüttung und Schwäche, und in Amerika deuten viele Neuerungen und Symptome des öffentlichen Geistes darauf hin, als wenn der Amerikaner überhaupt gar keinen Begriff von persönlicher und politischer Freiheit habe. Kriege werden an den Grenzen der Civilisation, in Asien, wie in Amerika geführt, deren Motiv der schändeste Egoismus ist; in Amerika verjagt der weiße Ansiedler den rothen Mann mit einer Grausamkeit, mit einer Nichtachtung sowohl der Humanität, wie feierlich beschworener Verträge, daß das menschliche Gefühl davor zurückshaudert; die Negerklaverei wird in der geraubten Heimat des rothen Mannes eingeführt mit Mitteln, die an die finsternsten Seiten der Barbarei erinnern, und eine religiöse und nationale Proscription übertrifft die Tage Sulla's und Marius. In Europa wird ein ungeheurer Völkermord begangen; seit den Tagen, wo Troja fiel, hat man nicht solche Scenen gesehen, wie sie vor Sebastopol geschehen, und das Fürchterlichste von Allem ist, daß diese massenhaften Opfer kein Ziel und kein Ende haben. Was wird mit einem Siege vor Sebastopol, mit einer Einnahme der Festung erreicht? fragt sich die erbitterte und geschändete Menschheit. So heißt es auch hier wieder, wie in den finsternsten Seiten des Mittelalters:

„Opfer fallen hier,
Weder Lamm, noch Stier,
Aber Menschenopfer unerhört!“

Klingt es nicht, wie ein Hohn, wenn wir in diesen Zustand der Dinge unseren Jubel hineinrufen über die großen Fortschritte menschlicher Freiheit und Civilisation? Nur vielleicht nicht in dem Falle, wenn wir in diesen trostlosen Thatsachen, in diesen empörenden Scenen, eben nur einen Beweis sehen, wie sehr sich die alte Welt zu Ende gelebt hat, wie nahe eine Aenderung der Zustände ist. Wir sagen es ohne Bedenken: die Menschheit steht schon heute nicht mehr mit den Ereignissen von Sebastopol und Kansas in Uebereinstimmung; sie empört sich darüber und das Resultat dieser Empörung wird der Größe der Veranlassung entsprechen.

Ein großes, feierliches Drama spielt sich vor unsern Augen zu Ende; seit den Tagen des Christenthums und der Völkerwanderung hat die Menschheit nicht solche tragische Conflikte gesehen, wie heute. Da gilt es nicht zu klagen und zu jammern über die Verderbtheit der Zeit, sondern

frisch und fröhlich Hand anzulegen, daß eine schnelle und glückliche Lösung kommt. Im Vertrauen auf die unendliche Vervollkommnungsfähigkeit des menschlichen Geistes wollen wir den Rubikon überschreiten, der uns von der alten Welt trennt; bei der raschen Entwicklung aller Ereignisse, welche dem Jahrhundert des Dampfes eigenthümlich ist, werden wir bedeutendere Fortschritte und größere Resultate sehen, wie unsere führenden Propheten Weissagen. Es ist der Menschheit noch lange nicht das Ziel ihrer Blüthe und ihres Wachsthums gesetzt. Der forschende, sterbende Menschengeist hat die Begriffe Raum und Zeit unendlich erweitert. Während die Welt der alten Griechen nur bis zum Gipfel des Atlas um zu den Säulen des Herkules reichte, während die Zeitrechnung der Christen nur sechstausend Jahre zählte, hat uns die Astronomie ein unendliches Feld aufgeschlossen, wo man nicht mehr nach Meilen, sondern nach Sonnenfernen mißt, und die Geologie weist uns in eine graue Vorzeit von vielen hunderttausend Jahren zurück. So weit wir in die Vergangenheit zurücksehen können, so weit auch vermögen wir in die Zukunft zu sehen, und es ist ein ganz richtiger Gedanke, den Herr Blode in seinem jüngsten Aufsatz ausgesprochen hat, daß wenn wir die Vergangenheit genau wüßten, wir auch die ganze Zukunft Weissagen könnten. Bis jetzt haben wir nur Bruchstücke, aber diese Bruchstücke umfassen einen Zeitraum von vielen Jahrtausenden und einen Raum von vielen Sonnenfernen. In dieser Unendlichkeit der Zeit und des Raumes steht das Menschengeschlecht da, mit der unbegrenzten Fähigkeit, zu denken, zu beobachten, zu begreifen, zu erkennen. — Wenn schon in den engen, beschränkten Tagen der Vorzeit ein Horaz sagen konnte: *Nil mortalibus arduum est,* — (Nichts ist den Sterblichen zu schwer) — was sollen wir heute, wo alle Grenzen der Zeit und des Raumes gefallen zu sein scheinen, von der unendlichen Vervollkommnungsfähigkeit des Menschengeschlechtes denken? Wenn gegenwärtig schon die Gedanken der Menschheit nicht an diesen Erdball und seine jetzige Formation gebunden sind; wenn die Geologie uns die Erde zeigt, längst bevor sie fähig war, Menschen hervorzubringen; wenn die Astronomie die Planeten wiegt und die Fixsterne mißt: dann ist es gewiß nicht zu fühn, zu sagen, daß auch die Geschichte des Menschengeschlechtes nicht an diesen Erdball gebunden ist, und daß das Menschengeschlecht die alte Fabel von der Heimath drüben in der Sternenwelt noch zur That macht. Schon blicken unsere Astronomen im Kreise der Planeten umher, ob sie dort die Bedingungen zum menschlichen Leben finden. Der Mond, dessen geologische Beschaffenheit an die Vorzeit der Erde erinnert, verweigert menschlichen Wesen das Leben, denn das Wasser, der Urquell aller Dinge nach der Ansicht des griechischen Philosophen, fehlt, und also auch die atmosphärische Luft. Die innern Planeten, welche zwischen der Erde und der Sonne liegen, sind so schwer, wie unsere Metalle; wir könnten die goldenen und

eisernen Schollen schwerlich mit unserm Pfluge furchen und dem Boden Saaten und Früchte abgewinnen. Die weiter entfernt liegenden Planeten, Jupiter, Saturn, Uranus sind zu leicht; es ist nur Nebelgestalten möglich, darauf zu wandeln. Freilich ist die Dichtigkeit der einzelnen Körper nur nach dem ganzen Massengewicht genommen; und es ist allerdings möglich, daß die Rinde des Mars', Saturs u. s. w. ebenso wie die Erdrinde, von anderer Dichtigkeit, auf den inneren Planeten leichter, auf den äußeren schwerer, als der ganze Planetenkörper ist; in diesen Beziehungen ist den Hypothesen kein Ziel gesetzt. An dem Planeten, welcher der Erde am nächsten und verwandtesten ist, an der Venus, bemerken wirbrigens eine ähnliche Atmosphäre, ein ähnliches Klima, Wechsel der Jahreszeiten u. s. w. wie auf der Erde.

Im Winter sieht man deutlich, wie der Schnee von den Polen bis zu der gemäßigten Zone hinab zunimmt, während im Sommer der weiße Schimmer sich bis zu den Polen zurückzieht. Erinnert man sich nun daran, daß überall die Natur diejenigen Produkte erzeugt, welche den klimatischen und Bodenverhältnissen angemessen sind, daß auf den Cordilleren, wie auf dem Himalayagebirge, dieselben Alpenrosen wachsen, wie auf dem Rigi, daß in ähnlichen Sumpfen unter demselben Breitengrade in Asien und Amerika dieselben Thiere und Pflanzen vorkommen, — warum sollten wir nicht den Schluß wagen, daß auch unsere Nachbarin, die Venus, von einem ähnlichen Thierge schlechte bewohnt ist, wie dasselbe, was wir hier Menschen nennen. Vielleicht sind dort die Leute ebenso ehrgeizig und habsgütig, wie hier; vielleicht wird auch dort das Spiel von Romeo und Julia, von Brutus und Cäsar gespielt; vielleicht kennt man auch dort die Tragödien von Sebastopol und Kansas. Und, wenn wir in unseren Hypothesen noch einen Schritt weiter gehen dürfen, — da dort ähnliches Leben, Kämpfen und Streben, Denken und Treiben, wie hier existirt, — sollte das Menschen geschlecht nicht die Mittel finden, um einen Verkehr mit dem verwandten Geschlechte herzustellen? Wir sind längst davon überzeugt, daß dieser kleine Weltkörper, den wir Erde nennen, das Wollen und Streben des Menschengeschlechts nicht befriedigt; schon jetzt reichen die Gedanken der Menschen über die Atmosphäre der Erde hinaus; ihr Ehrgeiz ist größer, ihr Forschungstrieb mächtiger. Wann wird der Columbus kommen, der die neuen Welten entdeckt? Wann wird der Roman der Pacahontas auf den Sternen wiederholt?

Gewiß, es wäre ganz gegen eine vernünftige Naturanschauung, wollten wir blos auf der Erde Menschen und menschliches Leben annehmen. Es leben gewiß auf den verschiedenen Planeten und Fixsternen eine Menge von Menschenvarietäten von hoher Vollkommenheit bis zu thierischer Bildung. Die höchste Entwicklung der Naturkräfte ist das menschliche Selbstbewußtsein, und ebenso gut, wie die Natur in ihren fernsten Fixsternen den

Gesetzen der Schwere folgt, wird sie auch überall dahin streben, zum Selbst bewußtsein und zum Denken zu gelangen.

Dies ist eine weite Perspektive; aber die großen geistigen Erkenntnissen der Vergangenheit, namentlich der jüngsten Vergangenheit, berechtigen uns zu diesem Fernblicke in die Zukunft. Nicht nur die Astronomie, auch die Phantasie des Dichters, auch die Urtheilstatkraft des Philosophen besitzt Teleskope, mit welchen man in eine ferne, dunkle Zukunft sehen kann. Und diese Zukunft wird sich erfüllen. Angesichts der Erfährlichkeiten der gegenwärtigen Zustände, der armseligen Leiden und Plagen der Menschheit, der kleinen Kämpfe und Mühen, ist es wahrlich nothwendig, einmal einen freien und kühnen Blick in die Zukunft zu werfen, um das moralische Gleichgewicht zu behalten. Das Reich menschlicher Freiheit und Bildung breitet sich immer weiter und weiter aus, und die Civilisation feiert täglich neue Triumphe. Wen sollte deshalb nicht auch zu Zeiten jener dämonisch-Übermuth erfassen, mit welchem Faust in die Öster nacht hineinrast:

„In's hohe Meer werd' ich hinausgewiesen,
Die Silberfluth erglänzt zu meinen Füßen,
Zu neuen Ufern winkt ein neuer Tag!“

Lebt im amerikanischen Volke wirklich die Liebe zur Freiheit.

Liebe zur Freiheit! Um dieses Gefühl zu beschreiben, müßte man ein Dichter sein, mit der ganzen Poesie der Leidenschaft, mit aller Unmuth der Rede, mit dem Feuer einer frischen, leuschen Phantasie. Sie ist das edelste Gefühl, dessen ein edler Mensch fähig ist, und niemals kann man sich die Menschennatur gut und rein denken, wo diese Empfindung nicht die Herrscherin der Gedanken und Leidenschaften ist. Wie alle guten und wahren Gefühle, Neigungen und Leidenschaften des Menschen in Übereinstimmung stehen mit den allgemeinen Kräften und Gesetzen der Natur, so finden wir auch die Liebe zur Freiheit, die so manches Schaffot mit Vorbeir bekränzt hat, als einen allgemeinen Grundzug der Natur, als eine natürliche Thatsache, die überall vorhanden ist und sich überall geltend macht. Wir sehen die farblose Kellerpflanze sich mühsam hiruranken zur Mauerpalte, um dort Licht und Freiheit zu atmen. Das Saamenkorn, das kleine, winzige Saamenkorn, sprengt seinen Kerker, die Erdscholle, entzwey, und strebt zum Lichte empor. Die gefiederten Sänger des Waldes, die seelenvolle Nachtigall, die Lerche, die Sängerin der Freiheit, — man muß sie blenden, will man sie in Gefangenschaft halten. Im Menschen

kommt diese Urkraft der Natur zum Selbstbewußtsein. Der wahre und gute Mensch liebt die Freiheit, als sein eigenes Gesetz, als sein eigenes innerstes Wesen. Sie ist der leste und höchste Gedanke, den der Philosoph zu erdenken vermag; sie hat dem Dichter seine schönsten Verse gegeben, und wo nur in der Weltgeschichte eine Großthat geschehen ist, war die Liebe zur Freiheit das Motiv. Einem Menschen die Liebe zur Freiheit absprechen, dies hieße ihm seine Menschennatur, seine Individualität, seine Persönlichkeit absprechen. Ist es deshalb nicht eine harte und beleidigende Frage, wenn wir an die Spitze dieses Artikels schreiben: Lebt im amerikanischen Volke wirklich die Liebe zur Freiheit? Wie? Dieses Land und dieses Volk, welches sich vorzugsweise das freie nennt, mit einer glorreichen Revolution, mit einer trefflichen republikanischen Verfassung, mit Staatsmännern, wie Franklin, Jefferson, Washington, dessen nationaler Festtag der Jahrestag der Unabhängigkeitserklärung ist, — dieses Volk solle nicht von Freiheitsliebe beseelt sein? Ein solcher Zweifel scheint um so auffallender, da gerade die Amerikaner der großen Majorität nach Abkömmlinge jenes Volksstammes sind, der seit Jahrhunderten hartnäckig die persönliche Freiheit vertheidigt hat, welcher in den finsternsten Zeiten des Mittelalters die Habeas-Corpus-Akte eroberte. Noch heute sehen wir in England trotz aller politischen Misere, trotz aller aristokratischen Ungerechtigkeiten, die sich namentlich in der letzten Zeit auf so eklataute Weise kund gegeben haben, daß das Gefühl der persönlichen Freiheit und Unabhängigkeit unter dem englischen Volke noch mächtig und unerschüttert ist; die Macht des Geldes, die in England schwerer, wie irgendwo sonst, auf die Massen drückt, hat dieses Gefühl noch nicht unterdrücken können, und selbst der ärmste englische Arbeiter betrachtet sich mit dem Stolze eines alten Römers; sein Haus ist seine Burg; sein Eigenthum ist unantastbar; seine persönliche Freiheit gesichert. Dieses Streben nach persönlicher Freiheit, diese Hartnäckigkeit in Vertheidigung seiner Rechte, ist der ursprünglichste und allgemeinste Zug des angelsächsischen Volkscharakters, und ihm ist der amerikanische Freiheitskrieg, die Unabhängigkeitserklärung, die Verfassung und die Republik Amerika's zu verdanken. Ist diesen Eigenthümlichkeiten und Verhältnissen gegenüber die Frage: Lebt im amerikanischen Volke wirklich die Liebe zur Freiheit? nicht eine überflüssige?

Und doch veranlassen uns einige Erscheinungen im amerikanischen Leben, einige Bewegungen in der öffentlichen Meinung zu dieser Frage. Das Wort „Freiheit“ wird selten in der Presse und bei den Volksversammlungen gehört; man hält dasselbe mehr für eine gutmütige Illusion, wie für ein praktisches Bedürfniß. Statt dessen hört man überall von Sklaverei, von Prohibition, von Bürgerrechtsverweigerung, Fremdenhaß, Religionszwang und dergleichen Sachen, die an die gemeinsten Gehässigkeiten des bürokratischen Polizeistaates erinnern. Um das Hauptthema

der amerikanischen Politik und aller amerikanischen Verhältnisse gleich in den Vordergrund zu stellen, so zeigt uns das Institut der Sklaverei, die Art und Weise, wie dieselbe gehandhabt und ausgebreitet wird, und der Übermuth, mit welchem die Sklavenhalter ihre privilegierte Stellung ausbeuten, daß Mannestolz und Freiheitsliebe der großen Masse des amerikanischen Volkes fehlt. In einem Volke, das auf sich selbst etwas hält, das sich seiner Freiheiten und Vorzüge bewußt ist, — und diese Eigenschaften wollen die heutigen „Amerikaner“ doch gewiß besitzen; — sollten die Vorgänge, welche mit der Nebrasakabill verbunden waren, doch eine Unmöglichkeit sein. Wenn im Norden Männer wären, Männer, die das Bewußtsein eigner Kraft und Würde haben, Männer, in deren Herzen die Liebe zur Freiheit wohnt: der Süden würde sich hüten, mit seinen unverschämten Prätensionen hervorzutreten. Daß der Süden nur wagt, mit dieser Reihenfolge von Anmaßungen, Gewaltthätigkeiten, Gesetzbretterungen, Brutalitäten hervorzutreten, beweist schon, daß man weiß wie es mit dem Charakter des amerikanischen Volkes beschaffen ist. Die Nebrasakabill, die Vorfälle in Missouri und Kansas, die letzte „demokratische“ Plattform von Georgia: solche Sachen geben dem Psychologen hinreichende Anhaltspunkte, um den Charakter des amerikanischen Volkes zu bestimmen. Selbst unter den Gegnern der Sklaverei findet man Viele, welche ihre Opposition nicht auf Freiheitsliebe, auf die Gründe der Humanität und des Rechtes basiren, sondern die politisches Kapital daraus machen und Aemter damit erjagen wollen. Wäre der Norden von einem rechten republikanischen Geiste besetzt wie Spreu im Winde würden die Anmaßungen des Sudens zerstieben. Aber so macht man Worte, viele Worte, und die Sklaverei wählt sich immer tiefer und tiefer in das Fleisch und Blut des Volkes ein. Und wie es denn immer ist, daß wenn man die Freiheit an Andern nicht achtet, man auch die eigene Freiheit nicht werth schätzt, so duldet der Amerikaner auch einen Despotismus der Mode, des Gebrauches, der allgemeinen Meinung, welcher jedem denkenden Menschen unerträglich ist.

Der Amerikaner neigt sich vor den Göthen seines Volles; er hat keinen Widerstand, keinen Halt gegen die Aussprüche der öffentlichen Meinung; fast bewußtlos folgt er dem Strom, der die Massen mit fortreibt. Dies klingt hart u. übertrieben; aber beobachten wir einzelne Erscheinungen, wie die Temperanzagitation, so finden wir, daß dieselbe hauptsächlich deshalb so um sich gegriffen und so viele Verheerungen in dem Rechtsbewußtsein des Volkes hervorgebracht hat, weil die meisten Leute nicht wagten, dem allgemeinen Vorurtheile zu trocken. Die puritanische Sonntagsstrenge, das Kirchenlaufen u. s. w. ist nicht so sehr Resultat eines tiefen religiösen Gemüthes, oder einer festen persönlichen Überzeugung, sondern die Unterwerfung unter den Gebrauch und die Mode. Nichts ist in Amerika so sel-

ten und verhaft, wie die Originalität; es herrscht eine große Uniformität in den Sitten, Gebräuchen, Kleidern, selbst in den Mienen und Ansichten, die eben aus der slavischen Unterordnung unter „Fashion“ und „Custom“ herrührt.

Man bemerkt trotz aller nativistischen Selbstüberschätzung bei dem Amerikaner selten das richtige Selbstgefühl, welches die unerlässliche Grundlage jedes republikanischen Charakters ist; die Amerikaner überschätzen sich vielleicht nur deshalb, weil sie sich nicht genug schätzen. Es ist gewiß im Allgemeinen gut und loblich, die öffentliche Meinung zu achten, aber in Amerika treibt man die Unterwerfung unter dieselbe doch zu weit; allen Laien und Vorurtheilen des Publikums schmeidelt man; selbst die Presse achtet das Publikum mehr, als sich selbst und ihre eigene Flicht. Daher die Nachgiebigkeit, die Unterwürfigkeit unter nationale und religiöse Vorurtheile, daher die Temperenzheuchelei, daher der heimliche Sonntags-ernst, den die amerikanischen Zeitungen zur Schau tragen. Es ist ignien mit diesen Dingen in den wenigsten Fällen Ernst, aber sie glauben, bei dem großen Publikum nicht austossen zu dürfen. Denn der Grund aller dieser Unselbstständigkeit und Nachgiebigkeit liegt doch immer in der Allgewalt des Dollar. Der Dollar gilt dem Amerikaner mehr, als der Mensch und dessen Recht und Freiheit. Er versöhnt sich mit der Sklaverei, wenn sie für ihn einträglich ist; die ganze Politik wird von dem Eigennutz beherrscht; ihre großen Hilfsmittel der allgemeinen Wohlfahrt werden in die Kanäle des Privatinteresses abgeleitet; überall und in allen Verhältnissen ist das „Cash“ der Regulator und hauptsächlichste Motor der Dinge. Hören wir darüber die Stimme eines der wenigen amerikanischen Blätter, welche sich eine Kritik über die Vorurtheile ihres Volkes erlauben. Die „Society Dispatch“ sagt über die Geldsucht der Amerikaner Folgendes:

* * *

„Die Haupt-Charakterzüge dieses Landes sind: Unternehmungsgeist, Gewandtheit, Spekulation und Scharfsinn überhaupt; kurz die Charakteristik des „Geldmachens,“ welches man als den Anfang und das Ende, die Philosophie und Religion der größeren Masse dieses Landes ansehen kann. Diese Idee des Geldmachens durchdringt schon die Kinderstube, die Küche, den Spielplatz; das Kind trinkt sie mit der Muttermilch, sie wird ihm in der Wiege vorgesungen, sie wird ihm ausführlicher und illustriert in Feenmärchen von der Amme beigebracht. Der Knabe wird schon in der Schule mit der praktischen Idee des Geldmachens erzogen; er liest davon in seinen Schulbüchern; er versucht sie anzuwenden unter seinen Spielfreunden, und wird für seine List, mit der er einen Handel geschlossen, mit Lob überhäuft. Er sieht Alles um ihn her sich wenden und drehen, um Geld zu machen, — der Pfaffe betet und predigt dafür, der Arzt verzichtet seine Kranken dafür, der Advokat vertauscht Ehrbarkeit und Gewissen,

verdrehet Recht und Gerechtigkeit dafür, — und es wird ihm klar, daß nur Derjenige geachtet wird, welcher Geld macht. Dieselbe Idee liest er in den Zeitungen, und wie er sich wende, er begegnet nur der Idee des Geldmachens; Alles wird gemessen und berechnet vom Gesichtspunkte des allmächtigen, allherrschenden Dollars. Der Niedere streckt, der Hohe bückt sich darnach, die Masse betet ihn an, denn mit ihm kann Talent, Namen und Macht erlangt werden, mit ihm stehen die Gunst der Freundschaft, das Lächeln der Schönheit, die Schmeicheleien der Liebe zu Gebote.

„Wie jetzt Abenteurer nach Californien ziehen, so kamen sie früher hierher, — um Geld zu machen; es war ein neues, blühendes Land; der Capitalist sah darin ein weites Feld zur Bestriedigung und weiterer Ausbildung seiner vorherrschenden Neigungen, der Habsucht und des Geizes. Er und die nach ihm kamen, huldigten von ganzem Herzen dem seelen-tötenden Geldteufel — und machten Geld. Betrüger vom Inlande und Betrüger vom Auslande haben hier Geld gemacht, und sehr wenig Anderes wurde gethan, als was nöthig war zur leichten Ausführung der all-überwiegenden Idee des Geldmachens.“

„Jedoch die Zeit des Geldmachens allein ist so ziemlich vorüber, der Wettkampf beinahe zu Ende. Der Reichthum des Landes ist schon in den Händen einiger Einzelnen, und da es unmöglich ist, mehr als den Fuchs und den Balg zu bekommen, so wird die Mühle bald zugemacht sein. Es ist noch möglich, einige europäische Arbeiter und Müßiggänger unserer Seestädte durch Hunger zu zwingen, nach den westlichen Wildnissen zu gehen und auf diese Art noch etwas Reichthum zu schaffen; dies wird gegenwärtig versucht, aber das Fortkommen ist zu langsam. Wie lange dies so anstehen kann, hängt von der Intelligenz des Volkes ab. Vielleicht wird es, wie die Armen in Europa, dem verächtlichsten aller Despoten, dem Capitalisten, unterthänig werden und sich wie das liebe dumme Vieh von ihm treiben, drücken und quälen lassen.“

* * *

Allerdings, diese Geldgier ist nicht nur den Amerikanern eigenthümlich, sondern ein Charakterzug des gegenwärtigen Jahrhunderts überhaupt, und macht sich hier deshalb vorzugsweise geltend, weil die anderen Elemente der Despotie, welche Europa von der Vergangenheit als Erbtheil erhalten hat, hier wegfallen. In Europa konkurriren verschiedene Despoten miteinander; Feudalismus, Hierarchie, Monarchie, Bürokratie usw. machen der Börse Konkurrenz; aber hier in Amerika herrscht der Dollar unbeschränkt und ohne Nebenbuhler. Ob dieser Unterschied für Amerika ein Vorzug oder ein Nachtheil ist, dies wollen wir dahin gestellt sein lassen. So viel ist gewiß, daß bei dem gegenwärtigen Stande der socialen Verhältnisse das Geld der Repräsentant aller möglichen Genüsse und Vortheile des Lebens ist, daß der Dollar die allgemeinste Garantie persönlicher

Sicherheit und Freiheit ist, und daß man ohne den Dollar allen Wochsel-fällen des Lebens; allen Zufälligkeiten und Katastrophen ausgesetzt ist.

In dem Raubjahr, das während der gegenwärtigen sozialen Ordnung oder vielmehr Unordnung, während des „Krieges Aller gegen Alle“ geführt wird, ist am Ende der Dollar das einzige Vertheidigungsmittel gegen Brutalitäten und Belästigungen aller Art, und daher kommt es, daß Jeder ohne Ausnahme nach d. m. Erwerb desselben strebt. Aber mit dem Dollar ist die Freiheit noch nicht gewonnen; die Liebe zur Freiheit darf nicht mit der Liebe zum Dollar verwechselt werden. Der Dollar gewährt immer nur einen mangelhaften Schutz für persönliche Freiheit und Sicherheit; Bildung und Kenntnisse sind eine viel genügendere Garantie. Ein Mensch mit allgemeiner Bildung und nützlichen Berufskenntnissen steht in allen Verhältnissen des Lebens frei und selbstständig da, und daher sollte das Streben, diese Schätze zu erlangen, viel allgemeiner sein, als der Trieb, Geld zu erwerben. In diesem Jahrhundert hat man überall Bildung nothwendig, und man kann überall, in allen Ländern und unter allen Verhältnissen, seine Kenntnisse verwerten. Und nicht nur das: Bildung gibt uns nicht nur die äußere, sondern auch die innere Selbstständigkeit, die wahre geistige Freiheit, die uns von den Menschen und Verhältnissen unabhängig macht. Man kann nicht genug auf den Zusammenhang zwischen Bildung und Freiheit aufmerksam machen; die Freiheit des politischen Lebens, wie die persönliche Freiheit, kann nur durch Bildung, durch Erziehung, durch Kenntniß, durch wissenschaftlichen Sinn erlangt werden, und daher sollte jeder Mensch, der ein Egoist im vernünftigen Sinne des Wortes ist, mehr nach Bildung, als nach Geld streben. Aber hier in Amerika denkt man so weit nicht; hier ist man „praktisch“, d. h. man verwechselt die Mittel mit den Zwecken, und verliert die Zwecke darüber aus den Augen. In dem hastigen Ringen und Haschen nach Reichtümern büßt man alles Dasejnige ein, was mit dem Reichtumme erlangt werden kann, die Freiheit, Würde und Schönheit des Lebens.

Wir stimmen mit der „Sunday Dispatch“ darin überein, daß der Charakter des amerikanischen Volkes noch nicht festgestellt ist, und deshalb können wir kaum sagen, ob dieses Volk noch einmal jene Liebe zur Freiheit, jenes Streben nach Unabhängigkeit, jenen Drang zu geistiger Auflärung und wissenschaftlicher Forschung zeigen wird, welcher den Charakter eines Republikaners ausmacht. Mit der bloßen Verfassung ist die Freiheit noch nicht gegeben; das Räsonnement gegen Despotie und Sklaverei ist noch kein Beweis für die wahre, innige Liebe zur Freiheit. Um diese Liebe zur Freiheit zu empfinden, dazu gehört eine tiefe Gemüths Welt, ein weites, großes Herz, das für die ganze Menschheit schlägt und fühlt. Und wie es mit der Gemüths Welt in Amerika bestellt ist, dies können wir übrig seheben; ein wenig Sentimentalität und Empfindsamkeit, — der Rest ist Geldgier, Habgier und Eigennutz.

England's Handel.

(Nach Ch. Dickens „Household Words“.)

Wie sehr der Handel England's sich ausgedehnt hat seit jener Zeit der Angelsachsen, als Billingsgate noch das einzige Werft Londons zum Ausladen der Schiffe war; wie dieser Handel besonders seit der Eroberung durch die Normannen aus unscheinbarem Anfang sich vergrößert und emporgeschwungen hat, allen königlichen Dekreten und Verordnungen zum Trotz, welche angeblich zu seinem Schutze erlassen wurden, in der That aber nur fesselnd und niederdrückend wirkten: das zu beschreiben, würde mehr Raum in Anspruch nehmen, als wir dem Gegenstande hier widmen können. Ein König schrieb die Preise vor für den Ein- und Verkauf gewisser Güter; ein anderer setzte die Orte fest, an denen Handel durfte getrieben werden; ein dritter verbot den Kaufleuten bei schwerer Strafe, mit mehr als einer Art Waaren Geschäfte zu treiben. Fremde Kaufleute wurden wieder durch einen andern Herrscher gezwungen, für den ganzen Erlös ihrer Güter englische Waaren zu kaufen. So belastete man den Handel mit Gesetzen, bis er beinahe erdrückt war, und die Kaufleute nicht mehr wußten, was sie zu dieser Weise, ihre Geschäfte zu heben, sagen sollten. Daher ist es denn auch nicht verwunderlich, wenn in den Tagen der weißen und rothen Rose im Ganzen nicht so viel Handel getrieben wurde, wie jetzt von einer einzelnen der bedeutenderen Kaufmannsfirmen in London, Manchester oder Liverpool.

Von der jetzigen Bedeutung des englischen Handels kann man durch einen Morgenspaziergang zu den Docks und den eigentlichen Geschäftsplätzen Londons einen kleinen Begriff bekommen. Das immerwährend Getöse der unter den schweren Lasten ächzenden Wagen, welche von den Schiffen nach den Waarenhäusern und Eisenbahnen den Verkehr vermitteln; die Themse mit ihrem endlosen Mastenwalde; das Aus- und Einschiffen innerhalb der Docks; das Gesumme des ganzen thätigen Bienenstocks, welcher Kaufmannsgüter aus allen Theilen der Welt daherschleppt; die stattlichen Gebäude, welche sich für Handelszwecke erheben: — Alles dies gibt uns eine leise Ahnung von dem, was da vorgeht. Eine genauere und klare Einsicht gewährt die jedes Jahr durch den Handelsrath (board of trade) veröffentlichte „Uebersicht über den Handel und die Schiffahrt der vereinigten Königreiche.“ Die Anzahl der Beamten, welche jährlich mit der Aufstellung dieser Handelschroniken beschäftigt ist, würde für manchen deutschen Staat gemächlich ausreichen. Dafür unterscheiden sich diese Statistiken aber auch vortheilhaft vor allen andern englischen Aktenstücken: während in allen übrigen Zweigen der Exekutive noch der mittelalterliche Schleppgang beibehalten wird, hält man in diesen Handelsdokumenten Schritt mit den Anforderungen der stets vorwärtsschreitenden Zeit. Dies

Räthsel erklärt sich dadurch, daß der Handelsrath in seinem steten Verkehre mit den beweglichen Kaufleuten und Geschäftsmännern vom Zeitgriffe ergriffen und vorwärts getrieben wird, während die Andern stillstehen.

Nicht so sehr R:formen auf dem Wege der Gesetzgebung, als vielmehr die Wissenschaft mit ihren Entdeckungen, hat den Handel emporgehoben; um zu begreifen, in welchem Grade, brauchen wir nur an Einiges zu erinnern. Die Eisenbahnen bringen jetzt Waaren und Leute zusammen, welche sonst nie zusammen gekommen wären. Früher mußte ein Faß Zucker, um von Glasgow nach Carlisle zu erreichen, den Weg um ganz England zu Wasser machen; jetzt gelangt es in wenigen Stunden auf der Eisenbahn dahin. Kaufleute correspondirten miteinander Jahrrelang, obne je persönlich ihre gegenseitige Bekanntschaft zu machen; jetzt reisen die Handelsherren von Glasgow, Liverpool, ja von Amerika mit Leichtigkeit nach London oder irgend einem andern Geschäftsort, so oft sie es nur für nöthig finden. Früher wurden alle Geschäfte mehr mit klingender Münze abgemacht; jetzt schließt man mit Hülfe des elektrischen Drathes zwischen Glasgow und London oder zwischen diesen und einem Ort auf dem Festlande, Geschäfte von oft vielen tausend Pfunden Sterling ab. Ein Schiff mit Kaffee von Costa Rica oder mit Zucker von Brasilien kommt, an irgend einen londoner Kaufmann von einem ausländischen Hause gesendet, im englischen Kanal an. Der Kapitän wirst nicht lange Anker und wartet, bis die Post nach London hin und zurück kommt: er zieht seine Segel ein, läßt sich an's Land setzen, zeigt durch den elektrischen Telegraphen seine Ankunft an, und bevor er noch ein Glas Grog in seiner Stammtaverne geleert, hat er schon eine Antwort des Inhalts: „der Londoner Markt ist gedrückt; fahren Sie nach Hamburg!“ Eine Stunde, nachdem er sein Schiff verlassen, steuert er schon mit vollen Segeln nach dem neuen Bestimmungsort.

Was würde der Schatten Eduard's des Dritten sagen, sähe er das Ein- und Auslaufen von jährlich an zwanzigtausend Schiffen allein im Hafen von London? Zu seiner Zeit belief sich der Betrag der Zölle auf etwa achttausend Pfund jährlich damaliger Münze. Durch die Erleichterungen, welche Elisabeth dem Handel gewährte, und den langen Frieden, dessen sich das Land bis zu Karl dem Ersten erfreute, stiegen die Zollhäusernahmen in London bis zu einhundert und neunzigtausend Pfund für Ein Jahr. Ein Jahrhundert später beließen sie sich auf eine halbe Million; 1837 trugen sie zehn und eine Viertel Million ein, d. h. die Hälfte aller Zolleinnahmen in England. Während um die Mitte des vorigen Jahrhunderts einhundert und achtzig Tonnen Waaren in London verladen wurden, stieg die Tonnenzahl 1853 auf mehr denn vier Millionen. 1849 wurden für 63 Millionen Pfund Sterling von England ausgeführt, welches eine Ausdehnung des Handels um fünfzig Prozent binnen zwanzig Jahren zeigt: Freihandel, Dampf und Elektrizität begünstigen jetzt ein noch rasche-

res Fortschreiten; bereits wurde in vier Jahren dasselbe erreicht wie früher in Zanzibar: 1853 betrug der Wert der Ausfuhr an hundert Millionen Pfld. St., eine Summe, welche der Jahresinnahme der sämtlichen Staaten Europas (Frankreich nicht mitgerechnet) gleichkommt.

Von allen ausgeführten Stoffen geht ein Drittel nach den britischen Kolonien, mehr als ein zweites Drittel nach den Vereinigten Staaten. 1853 fielen die britischen Manufakturen fast eben so viel nach der Kolonie zu Victoria aus, als die ganze Einfuhr nach den britischen Indien beträgt, nämlich vier Millionen Pfld. St. Die Bevölkerung beider Theile beträgt 250 Tausend und 140 Millionen, woraus sich ergibt, daß in Australien durchschnittlich die Person für 28 Pfld. St. englische Waren verbraucht, in Indien dagegen nur ein Schilling auf den Kopf kommt.

Goldgraben erschien als eine kahl trocknende Beschäftigung; die Goldgräber aber müssen eine lustige Gesellschaft sein, denn sie nehmen für Australien allein die Hälfte alles von England verschifften Bieres und Weines weg, d. h. in einem Jahre 200,000 Fass Bier und etwa anderthalb Millionen Gallonen Wein. Außerdem wurden so viel spirituöse Getränke (im engeren Sinne) nach Australien verschifft, daß auf jeden Kolonisten sieben Gallonen davon kommen. Die Hauptbeschäftigungen auf jenen Inselgruppen sind Viehzucht und Goldgraben. Man sollte meinen, daß die Arbeit müsse die größten Kleidungsstücke erfordern; aber allem Anschein nach ist das Gegenteil der Fall, denn an Seidenstoffen verbraucht Australien nicht weniger als eine halbe Million, an Muslin und Cambric anderthalb Millionen Yards; von größeren Stoffen dagegen nur 124 Tausend Yards.

In auffallendem Gegensatz mit der stetigen Zunahme des Handels von England sowohl als des anderer Staaten Europas, stehen die wechselnden Handelsbewegungen der Länder, wohin der europäische Einfluß nicht stark sich gestend macht. Marokko z. B. nahm in einem Jahre von England 778 tausend Yards Baumwollzeug; zwei Jahre später sechs und eine halbe Million Yards. 1849 gingen fünftausend Yards Leinenwand dahin, 1850 an dreihunderttausend Yards; 1853 wieder kaum mehr als vier Jahre vorher. Dieser Unbeständigkeit steht wieder der gleichmäßige und unveränderliche Handel nach der Hudsonsbay, einem Lande, welches an Ausdehnung Europa ungefähr gleichkommt, gegenüber. Bankrotte oder Handelskrisen scheint es dort nicht zu geben. 1849 beliefen sich die dorthin verschifften Eisenwaren auf 232 Zentner; 1853 waren es gerade hundert Zentner mehr. Im ersten Jahre verbrauchte man dort 1950 Stück Wollenwaren, im letzten 2200; Leinenwand hält sich auf etwa sechstausend Yards. Die Hudsons-Bay-Compagnie ist offenbar sehr vorsichtig im Handel.

Die Bedürfnisse einiger Länder treten sehr sichtbar auf. So ver-

brauchte Aden, die Kohlenstation der Indiendämpfer, mebre Jahre lang weit r nichts, als greße Massen Kohlen und einige hundert Fässer Bier; plötzlich wurden dort 130 tausend Yards Baumwollenwaaren verlangt; — nichts anders. Persien erhandete 1849 von englischen Kaufleuten sechs Feuergewehre; nach mehreren Jahren, «elche wahrscheinlich auf Versuche mit diesen Waffen vorbereitet wurden, importirten die Nachfolger des Cyrus an sie entausend Schußwaff'n nebst funfundzwanzig Zentner Eisen- und Stahlwaaren. Ebenso auffallende Verhältnisse ergeben sich auf den Falklandsinseln. In einem Jahre begnügten sich die Bewohner mit Leinen zum Vertrage von acht Pf. Et. und Baumwollenwaaren für zwanzig Pf., und consumirten dabei a. er für beinahe zweihundert Pf. eingemachte Gurken, 769 Gallonen Rum und 2923 Pfund Taback. Englische Kleidungsstoffe müssen sich in jener Erdgegend sehr gut waschen lassen und sich sehr häufig gut halten, da man mit dem genannten Leinen drei volle Jahre dort ankam.

An der Westküste von Afrika liegt eine britische Niederlassung, Fernando Po, von Befahrung wegen des Handels mit Negern, Palmöl und Elfenbein, brüchigst w. g. n. der dort herrschenden Fieber. Niemand würde hier an eine große Entwicklung des britischen Handels oder an die steigenden Verdienste einer civilisierten Gesellschaft denken. Rechtsdeuteweniger wurden 1849 zw. ihundert Flinten und viertausend Gallonen Branntw. in dorthin verschifft; 1853 nahmen die Bewohner jener Gegend schon 120,000 Gallonen Spirituosen und 10,500 Musketen. Während derselben Zeit stieg die Beladung von Schi. p. p. v. v. d. o. t. i. auf 822,800 Pf. Für die Elefantenjagd war diese Munition unmöglich erforderlich, da während fünf Jahren kaum etwas über dreihundert Elefantenzähne von dort exportirt wurden.

Wenden wir uns nach Egypten, so wundern wir uns über die Masse von Dingen, welche dorthin gehn, und grade Dinge, wie man sie am wenigsten dort für erforderlich halten sollte. Wir mögen es begreiflich finden, daß die heutigen Bewohner d. s. Nilthales des Gebrauches der ursprünglichen Papyrusstände zum Schrei einstmal überdrüssig geworden sind; darum wollen wir gegen 80,000 Pf. Et. für Schreibmaterialien jährlich nichts sagen. Aber wo bleibt nur für 33,000 Pf. Et. gedruckte Bücher? Will man dort eine neue alexandrinische Bibliothek errichten? Ha. n. die Leute, die im Schatten der Pyramiden wohnen, Geschmack gefunden an Bulwer's Novellen, an Scott's Erzählungen oder an Macaulay's Geschichtswerken? Was machen die Abkömmlinge der Pharaonen mit Spielzeug und derartigem Kram im Wert von 54,800 Pf. Et., oder mit Uhren und Schmuckstücken bis zum Betrage von 86,000 Pf. Es muß sehr viel Korn in Egypten sein, um nur alle diese Sachen zu zahlen. Der Handelsbericht gibt uns indessen Aufklärung darüber. Alle die un-

geheuren Quantitäten von Modewaaren, Novellen, Notenpapier, goldenen Repetubren u. s. w., welche mit den Dämpfern nach Alexandria gehen, gelangen von dort auf dem Ueberlandwege nach Indien, Australien und selbst nach China. Raum sind einige Jahre verflossen, seit der unermüdliche Waghorn mit dem ersten Briefpacket nach Indien den Weg über Egypten nahm, und schon erhält jede junge Dame in den britischen Präsidentschaften ihren Brautschmuck und ihre Novellen auf diesem Wege.

Die Königin Elisabeth vermochte nur mit großen Schwierigkeiten einige hundert Schiffe gegen die Armada auszurüsten und zu bemannen. 1853 hatte Grossbritannien außer der königlichen Flotte über fünfzigtausend Segelschiffe und dreizehnhundert Dämpfer. Noch besser zeigt sich das Wachsthum des Verkehrs (im weitesten Sinne) in der Zunahme des Briefwechsels. Nach einem jüngst erschienenen Berichte des Generalpostmeisters betrugten die jährlichen Entgelte der Post ein Jahrhundert zurück nur 140,000 Pfds. St.; jetzt kommen sie auf zwei und eine halbe Million. In noch bedeutenderem Maße ist die Versendung von Geld mit der Post gestiegen: vor funfzig Jahren wurden etwa 190 tausend Geldscheine von derselben ausgegeben; im verflossenen Jahr allein an zehn und eine halbe Million.

Der Mittelpunkt des britischen Handels ist die Londoner Börse. Obgleich bis auf die Holländer das bedeutendste handeltreibende Volk der Erde, waren die Engländer doch die ersten in der Errichtung eines eigens für die kaufmännischen Geschäfte errichteten Gebäudes. Bis zur Regierung Elisabeth's versammelten sich die Kaufleute gewöhnlich in Lombard-street, wo sie unter freiem Himmel, bei jedem Wetter und zu jeder Jahreszeit, ihre gegenseitigen Geschäfte abmachten. Noch jetzt, wo manche der größeren Fabrikstädte Englands stattliche Börsenhallen besitzen, ist es eine eigenthümliche Erscheinung, daß sich Handelsleute und Wechsler oft lieber um eine ehrenwürdige alte Pumpe oder einem zerfallenden Holzpfeiler in freier Luft, auf der schlecht gepflasterten Straße, als in den für sie bestimmten Gebäuden versammeln.

Die erste königliche Börse wurde auf Betrieb und hauptsächlich auch auf Kosten Thomas Gresham's erbaut, dessen Geschäftszichen, eine Heuschrecke, sich noch am Giebel des jetzigen Gebäudes findet. Diese Halle war zweistöckig. Im obern Stock befand sich eine Art von Bazaar, wo alle nur erdnuklichen Artikel zum Verkauf ausgetragen wurden, von venezianischer Seide bis herab zu gewöhnlichen Mausfallen. Königin Elisabeth besuchte dieses Gebäude, um es in die Höhe zu bringen, und nannte es Royal Exchange. Wir finden, daß Gresham, um seinem Baue noch mehr Bedeutung zu geben, sich z' mal zu den im obern Stock bereits festhaften Händlern begab, und dieselben eruchtete, „so viel Verkaufsstätten, als sie nur konnten oder wollten, in seiner „Börse“ mit Waaren und

Wachslichern zu versehen und auszuschmücken; alle so versehenen Pläze sollten sie für ein Jahr mietfrei haben.“ Diese Pläze brachten ein bis zwei Jahre später vier Pfund zehn Schillinge jährlich an Miethe, was für damalige Zeiten sehr hoch war, wurden aber trotzdem sehr gesucht.

Dieses Holzgebäude brannte bei dem großen Feuer im Jahre 1666 mit ab, was, soweit es die „Vörse“ betraf, sicher kein großes Unglück war. Drei Jahre später wurde eine neue, festere und zweckentsprechendere Halle eröffnet. Auch diese brannte 1838 nieder. Vier Jahre nachher legte Prinz Albert den Grundstein zu dem jetzigen statlichen Gebäude.

H.

Das Verhältniß des Staates zur Kirche und die religiöse Toleranz.

Die religiöse Toleranz ist gegenwärtig wieder in Aller Munde, und dies scheint uns ein Zeichen dafür zu sein, daß wir in einem intoleranten Lande und Zeitalter leben. So häufig jedoch, wie man dieses Wort hört, und mit so viel Nachdruck und Emphase dasselbe ausgesprochen wird, so unklar und unbestimmt sind die Vorstellungen die man damit verbindet. Wir finden verschiedene Schattirungen der religiösen Toleranz, welche, mögen sie auch noch so sehr von einander verschieden sein, doch sich desselben Aushängeschildes und Namens bedienen. Wir wollen uns nicht mit den vagen, unbestimmten Vorstellungen behilfigen, welche eine veraltete Philanthropie mit dem Namen Toleranz verband, sondern das Verhältniß des Staates zur Religion nach den verschiedenen Entwickelungsstufen desselben behandeln. Die unterste Stufe dieses Verhältnisses nimmt jedenfalls der Staat ein, der auf eine besondere Staatsreligion gegründet ist, und eine Abweichung von dieser Religion als Staatsverbrechen erklärt. In dieser Verfassung waren die Staaten des Mittelalters und einige Staaten Italiens erinnern noch heute daran. Die Inquisition, die Tortur und der Scheiterhaufen waren die natürliche Folge einer solchen Staatsreligion. Auf einer etwas höheren Stufe stehen diejenigen Staaten, welche zwar eine bestimmte Staatsreligion erkennen, aber auch andere religiöse Bekennnisse dulden, wie z. B. Russland. In Russland dürfen Katholiken, Protestanten, Juden u. s. w. leben, ab r sie sind eben nur geduldet, von der Willkür der Behörden u. s. w. abhängig, müssen für den Kultus der herrschenden Kirche Abgaben zahlen und sind in ihren Religionsübungen nicht nur nicht von Seiten des Staates unterstützt, sondern sogar belästigt. Nur eine kleine Stufe höher stehen Frankreich und England, welche eine Staatsreligion anerkennen, aber auch den anderen reli-

giösen Grossenschaften gesetzlichen Stand zu Theil werden lassen. Die deutschen Staaten, mit Preußen an der Spitze, erkennen alle christlichen Kulte als gleichberechtigt an, und überweisen die Anstalten und Einrichtungen, welche mit der Kirche in Verbindung stehen, wie die Schule, die Ehe und die anderen Civilakte der Kirche, entweder den katholischen oder protestantischen Priestern; deshalb werden sie paritätische Staaten genannt. Juden und andere Nichtchristen haben dort einen vollständigen oder theilweise Verlust ihrer staatsburgerlichen Rechte zu erleiden. In einer ähnlichen Lage befinden sich einzelne Schweizerkantone, welche, wie z. B. Baselland, den Juden fast in Burgrecht geben, ihnen keine Ansiedlung gestatten u. s. w.; in anderen Kantonen, wie in Genf, Bern, herrscht Trennung der Kirche vom Staat. Diese Trennung der Kirche vom Staat ist das eigentliche Thema der religiösen Toleranz; die meisten Leute verstehen unter Toleranz nichts weiter, als die absolute Gleichgültigkeit des Staates gegen die verschiedenen Confessionen und Religionen. Dieses ist der Standpunkt Amerika's. Die Verfassung der Union, wie die der meisten einzelnen Staaten, verbieten auf das Nachdrücklichste eine Einmischung der Ges. Reg. bungen in religiöse Verhältnisse; das Gebiet der Religion ist von legislativen Einsätzen eximiert. Abgesehen davon, daß in der Praxis vielfach von diesem Grundsatz Umgang genommen wird; abgesehen von dem religiösen Zwange, den der Staat durch Sonntagsgesetze, durch die Bibel in den Freischulen u. s. w. ausübt; abgesehen ferner davon, daß, wenn auch der Staat keine religiösen Dekrete erlässt, die öffentliche Meinung, das Herkommen, der Geschmack, um so tyrannischer und intoleranter verfährt: schaut uns der Grundsatz der absoluten Trennung der Kirche vom Staat, wie die bisherige Praxis ihn aufsaß, weder mit der Natur des Staates, noch mit der Religion in Übereinstimmung zu stehen. Trennung zwischen Staat und Kirche, dies scheint auf ein gleichberechtigtes Verhältniß hinzzuweisen, wie etwa Trennung zwischen Eheleuten, Corporationen, Provinzen, Staaten oder dergleichen, und daß dies der Natur des Staates, wie der Kirche widerspricht, zeigt die oberflächlichste Kenntnis Beider. Der Staat ist eine allgemeine, öffentliche Anstalt, die Religion ein spezielles, persönliches Besitz; der Staat ist mit Autoritäten, mit Rechten und Zwangsmitteln umgeben; die Religion blos auf die zufällige Rüfung einzelner Individuen angewiesen; der Staat ist die objektive Sphäre des Rechtes, die Religion die subjektive d. s. Empfindens. Daß zwischen zwei so verschiedenen Anstalten keine Verträge, weder Privileiungs noch Trennungsverträge geschlossen werden können, ist unschwer einzusehen. Was man gewöhnlich unter Trennung der Kirche vom Staat versteht, ist eine pfäffische Taufschung und endet gewöhnlich in einer Unterjochung der burgerlichen Autoritäten durch die Hierarchie. So verlangte in den Revolutionsjahren 1848

und 1849 die katholische Partei überall in der Presse und den Parlamenten Trennung der Kirch von dem Staat; dies bedeutete nichts Ander s, als eine vollständige Unabhängigkeit der Hierarchie, einer Vereinigung derselben von jeder höheren Aufsicht und jeder staatsburgerlichen Pflicht. Eine solche Doktrin ist mit jedem halbwig civilisirten Staate unvereinbar; sie schafft einen Staat im Staat; sie setzt dem Rechte, dem allgem. in gultigen, objektiven Rechten, allzu enge Schranken, und hemmt und lädt die Thätigkeit des Staates in seinen wichtigsten Funktionen. Die katholische Hierarchie verlangt von den Staaten, in welchen sie festen Fuß gefaßt hat, daß sie in ihren Privilegien, Besitzthümern u. s. w. geschützt werde, will aber dagegen sich keinerlei Aufsicht und Kontrole durch den Staat erlassen lassen. In den verschiedenen europäischen Staaten sind in dieser Weise Concordate, Verträge zwischen dem römischen Stuhle und den Kirchen, abgeschlossen worden, um die Verhältnisse zwischen Staat und Kirche zu regeln. In Amerika ist es durch ein Amendement zur Ver. Staaten Constitution dem Congress verboten, solche Concordate abzuschließen, irgend ein religiöses Gesetz zu machen oder einen religiösen Vertrag abzuschließen. Wenn auch der Name Gottes in der Verfassung und Unabhängigkeitserklärung steht, so kann eine solche Formabilität nicht als Anerkennung irgend einer bestimmten Staatsreligion aufgefaßt werden; die Verfassung spricht sich in andern Punkten zu entschieden dagegen aus.

Aber die Religion, gleichviel welcher Art und Sorte, ist in den meisten Staaten Amerikas durch die Steuerfreiheit des Kircheneigenthums privilegiert, u. das Christenthum speziell wird durch Sonntagsbeschränkungen durch die Bibel in den Freischulen u. s. w. geschützt. Dass diese Privilegien unkonstitutionell sind, liegt auf der Hand. Die Amerikaner nennen sich einen christlichen Staat und ein christliches Volk; aus welchem Grunde und mit welchem Rechte, dies ist schwer einzusehen. Die Constitution verlangt gänzliche Richteinnischung des Staates in religiöse Verhältnisse, und dieser Satz wird als eine der größten Wohlthaten, mit welcher die steigende Civilisation die Menschheit beschenkt hat, gerühmt. Wir glauben auch, daß auf der jetzigen Stufe der menschlichen Bildung es genügend sei, diese negative Haltung gegen die verschiedenen Religionen anzunehmen, und die Toleranz im weitesten und allgemeinsten Sinne auszubüten. Zu einer höheren Auffassung dieses Verhältnisses scheint die Menschheit im gegenwärtigen Moment und namentlich in Amerika noch nicht befähigt, denn wir finden massenhafte Rückfälle in Intoleranz und Fanatismus, welche uns darauf aufmerksam machen, daß wir in dieser Beziehung genau an der Constitution festhalten, und durch sie die religiöse Freiheit verteidigen müssen. Es wäre unklug, wollten wir im gegenwärtigen Momente mehr verlangen, als eine vollständige Abwesenheit von Zwang, eine vollständige

Gleichgültigkeit des Staates gegen die verschiedensten Confessionen und Religionen. Nach den Grundsätzen der Constitution haben wir nicht nur die freie Wahl zwischen den bestehenden Religionen, sondern auch die Wahl zwischen der Religion und der Irreligion. Der Atheismus befindet sich in dieser Sache durch das Gesetz geschützten Lag, und verlangt dieselbe Toleranz, wie irgend eine Sekte. Diejenigen, welche es für ihre Pflicht halten, den Katholizismus zu bekämpfen, sind auf diesem negativen Terrain Waffen genug, um den Kampf mit Nachdruck zu führen; sie haben nicht nothwendig, zu den Waffen der Intoleranz und Proscription Zuflucht zu nehmen. Man nehme der katholischen Kirche ihre Privilegien; man benutzte das Recht des Staates in Bezug auf die Schule in der strengsten und zwingendsten Weise; dann sind dem umfassenden Katholizismus die Wurzeln und Quellen abgeschnitten. Es ist weiter nichts nothwendig, als die Constitution zu befolgen, um alle Gefahren, welche von dem Systeme zu befürchten sind, zu vermeiden. Denn die allgemeine Toleranz in religiösen Dingen wird die allgemeine Gleichgültigkeit und Indifferenz gegen Religion zur Folge haben. Wir haben nichts Anderes zu thun, als dorthin zu streben, den Standpunkt der Constitution wieder zu gewinnen; auf diesem Standpunkte kann keine Hierarchie, kein Fanatismus gedeihen, und wenn auch hier noch tausend Thoren und Irrthümer möglich sind, so finden diese an der umfassenden allgemeinen Bildung einen mächtigeren Feind, als an der Unzulänglichkeit und der Verfolgung.

Wie gesagt, dies ist der einzige Standpunkt, den wir für den Moment einnehmen können. Wir verstehen nicht, daß diese schlafe Toleranz, diese allgemeinste Indifferenz, nicht gerade unser Ideal bildet. Wir glauben, daß man gegen keinerlei Art menschlicher Schwächen und Dummheiten tolerant sein soll. Wir halten das Menschengeschlecht für so groß und stark, daß es sich keinerlei Schwächen verzeihen, daß es durchaus intollerant gegen seine Irrthümer sein soll. Wir geben dem Staat eine höhere Sphäre, als die der Indifferenz in geistigen Dingen, als die Sphäre des feigen und bequemen „laissez faire“, „laissez marcher“ unserer modernen Staatsmänner. Es wird bald die Zeit kommen, wo der Staat seine Aufgabe in positiver und systematischer Weise erfassen wird, wo er die großen Zwecke der Aufklärung und Bildung als seine eigenen Zwecke begreift, wo nicht nur das Recht des Menschen, sondern auch seine Intelligenz mit gesetzlichem Schutze umgeben ist. Die Philosophen haben bewiesen, daß die Vernunftigkeit eine Notwendigkeit ist, und dieser Satz wird sich auch in der Praxis zeigen. Schon der Philosoph Fichte wagte seinen deutsch-nationalen zu sagen: „Wenn ihr nicht denken wollt, so zwinge ich euch dazu.“ Die Vernunft ist des Menschen innerstes, eigenstes Gesetz, und als solches muß sie auch zur allgemeinsten Erscheinung kommen. Deshalb ist im eigentlichen, im höhe-

ren Sinne Religionsfreiheit nichts Anderes, als Freiheit von der Religion*). Aber dies veränderte Auffassung der Religionsfreiheit kann nur das Produkt allmäßiger Bildung und Aufklärung sein; der sanfte und milde Einfluß der Wissenschaft, nicht die rauhe Hand des Gesetzes, wird sie herbeiführen. Wenn wir deshalb auch nicht daran zweifeln, daß die Zeit kommen wird, wo der Staat ebenso für die geistige und moralische Freiheit, wie jetzt für die physische Freiheit (z. B. durch Habeas-Korpus-Akte) Bürgschaft stellen und Verantwortung übernehmen wird, so ist es doch für den gegenwärtigen Moment schon ein Fortschritt, wenn der Staat keine Garantien und Hilfsmittel für die moralische und geistige Unfreiheit des Menschen mehr bietet, wenn für Religion und Philosophie, für Glauben und Wissen ein neutrales Terrain geöffnet wird, welches die Hand des Gesetzes und die Macht des Staates nicht zu berühren wagt. In dieser Auffassung sind wir für religiöse Toleranz und für Aufrechthaltung der constitutionellen Bestimmungen darüber.

Welches Heilmittel gibt es gegen das Uebel der Neger Sklaverei?

Die demokratischen Zeitungen, welche nicht leiden können, daß die Sklaverei in die öffentliche Diskussion gezogen wird, — wahrscheinlich weil ihre Begriffe selbst darüber sehr verwirrt sind, da sie heute die Sklaverei als ein Tegen und morgen als ein nothwendiges Uebel anerkennen, — beschuldigen die sogenannten Abolitionisten des Verrathes an den unglücklichen Neger-Sklaven, weil sie ohne den Besitz der Mittel zur Aufhebung der Sklaverei doch stets die Aufhebung der Sklaverei verlangen. Sie fragen höhnisch: Wollt ihr die Neger frei kaufen? Sie erinnern daran, daß noch keine Maßregel der Abolitionisten den Zustand der Neger verbessert habe. Sie prahlen mit einzelnen Akten der Humanität, die von südlichen Sklavenhaltern gegen ihre Sklaven begangen werden; wir lesen jedesmal eine pomphafte Beschreibung, wenn ein Dutzend Neger nach Liberia geschickt wird; jede Ausnahme von der gewöhnlichen Barbarei, mit welcher die Neger im Süden behandelt werden, gibt diesen Zeitungen Stoff zu Beschuldigungen gegen die Abolitionisten. Wir geben zu, daß im Norden und von den nördlichen Abolitionisten mehr zu Gunsten der Neger-Sklaven gethan werden könnte; wir geben sogar zu, daß unter den Gegnern der Sklaverei Viele sind, welche politisches Kapital daraus machen wollen, daß sich oft

*.) Wir stehen in dieser Frage heute noch ganz auf demselben Boden, wie zur Revolutionzeit, wo mancher „tolerante“ Mann über das Wort erschrak: „Wir wollen nicht die Freiheit der Religion, sondern die Nothwendigkeit des Unglaubens“.

eine leere, vage Philanthropie oder eine puritanische Heuchelei in den Reihen der Abolitionisten auf eine widerliche Weise geltend macht. Aber wir geben nicht zu, daß die Organe der Sklavenhalterpartei nur das geringste Recht hätten, sich darüber zu beschweren; denn der Verächtlichste unter allen Abolitionisten, der bernirkteste Puritaner von Massachusetts, ist noch ein Ehrenmann im Vergleiche zu den Leuten, welche die freie Presse des Nordens und die herrliche Sprache Deutschlands zur Beschönigung und Vertheidigung der Sklaverei missbrauchen. Wenn es schwierig ist, Heilmittel gegen die Sklaverei zu finden, Uebergangspunkte, allmählig lindernde und hilfende Maßregeln gegen dieses Uebel,—und wir anerkennen diese Schwierigkeit in vollem Umfange,—ist dies nicht grade ein Beweis von der Verderblichkeit, von dem zerstörenden, vergiftenden Einflusse des südlichen Institutes! Anstatt also dieser Schwierigkeiten, welche mit der Einschränkung und allmäßlichen Auflösung der Sklaverei verbunden sind, und die jeden Tag größer und gefährlicher werden, den Abolitionisten in die Schube zu schießen, und triumphirend auf die scheinbare Unmöglichkeit, die Sklaverei abzuwürgen, aufmerksam zu machen; sollten die Sklavereizeitungen vielmehr darin einen neuen Vorwurf gegen ihre gemeinschädliche und unwürdige Politik finden. Je schwieriger es wird, Maßregeln gegen die Sklaverei zu treffen, desto mehr verdienen Diejenigen, welche es so weit kommen lassen, welche den gesetzlichen Schutz der Sklaverei so weit ausgedehnt haben, unseren Zadel und unsere Verachtung. Unmöglich ist die Ueberwindung dieser Schwierigkeiten indessen doch noch nicht geworden, und auf welche Weise eine liberale, nördliche Politik voranschreiten, welche systematisch fortschreitende Rüthenfolge von Maßregeln getroffen werden müßte; dies ist hauptsächlich im gegenwärtigen Momente eine der vornehmsten Pflichten der Presse. Denn grade jetzt faßt das amerikanische Volk die Sklavereifrage wieder direkt in's Auge, und wenn uns nicht Alles trügt, macht man sich aus den ernsten Folgen, welche aus einer Anti-Sklaverei-Politik hervorgehen werden, kein Geheimniß mehr. Während der Süden längst schon mit Auflösung der Union rechnet und durch diese Drohung die nördlichen Zeiggesichter erschreckt hat, wagt jetzt auch der Norden, diese Frage mit Entschiedenheit anzufassen, und der drohenden Zukunft mit offenem Auge entgegenzusehen. Dies ist für beide Theile besser. Je baldiger diese Frage zu einer definitiven und entscheidenden Katastrophe kommt, desto leichter und glücklicher ist die Lösung, und das Einzige, was wir zu hintertrieben haben, ist eine nochmalige Umgehung und Zurückstellung der Frage.

Also das Allernächste, was wir zu thun haben, ist, daß wir die Agitation gegen die Sklaverei immer lebendig und wach erhalten, daß die Anti-Sklaverei-Bewegung, die seit der Nebraskebill alle Schleusen und Dämme durchbrochen hat, immer in Fluss bleibe; daß die öffentliche Mei-

nung immer auf diesen gefährlichen Punkt aufmerksam gemacht werde. Gerade daß die demokratische Partei die öffentliche Diskussion von diesem Gegenstande ablenken möchte, daß sie eine nähere Untersuchung und Prüfung dieser Frage verweigert, beweist, daß eine solche Diskussion nothwendig und nützlich ist. Die Presse muß in dieser Beziehung ihre Pflicht thun. Jede brutale Gewalthat, welche der südliche Fanatismus gegen die unabhängige Presse unternimmt, muß der Presse selbst eine Veranlassung zu neuer Energie sein; jeder Angriff auf die Presselfreheit muß mit einem Kolben-schlag auf den Nacken des Sklavereiungeheuers beantwortet werden; die freie Presse, welche schon so manche Religion zerstört, so manchen Thron zerbrochen hat, kann gewiß auch den Uebermuth der Sklavereihaltermacht brechen, wenn sie nur die Kühnheit und Entschiedenheit hat, welche aus dem Bewußtsein des Rechtes hervorgeht.

Zweitens ist nothwendig, daß man bei der Sache bleibt, und nicht durch unnötige Dinge sich von der graden Bahn der Politik abirren läßt. Hier wird am meisten gesündigt. Temperenzagitation, nativistisches Streben, religiöse Bewegungen trüben den großen, mächtigen Strom der nördlichen Politik, und leiten ihn in eine Menge Seitenkanäle und kleiner, unruhiger Bäche ab. Die Fusion und Confusion, welche letztes Jahr herrschte und in diesem Jahr sich wieder breit zu machen gedenkt, ist nur ein Mittel in den Händen corrupter Politiker, um von der graden Bahn der Politik abzulenken. Wir müssen fest und unverrückt auf einen Punkt losgehen, und alle Fragen, Bewegungen von untergeordneter Bedeutung und zweifelhafter Nützlichkeit, lieber der Zukunft überlassen, als die Sympathien des Volkes und die öffentliche Meinung zu verwirren. Denn Alles hängt am Ende doch von der Sklaverefrage ab; sie ist maßgebend für jeden Punkt der inneren und äusseren Politik Amerika's; wie sie entschieden wird, so werden alle andern Fragen der Politik, der Nationalökonomie, des Rechtes, der öffentlichen Moral, der Civilisation entschieden. Dies sollten diejenigen Free-soilzeitungen bedenken, welche durch ihre übertriebene Temperenzagitation, durch religiöse Fragen und dergl. den Ernst ihrer Antislavery-Agitation abstumpfen, und die Aufmerksamkeit von dem Zentrum aller amerikanischen Politik ablenken. Die Vorliebe, mit welcher manche dieser Zeitungen zweidentigen und zweifelhaften Bestrebungen und Experimenten schenken, ist geradezu ein Verbrechen an der Hauptfrage in der Politik. Die politische Klugheit verlangt, daß man so viele Elemente wie möglich, in die Partei ziehe, und daß man sich deshalb auf die Hauptsachen beschränke; aber manche Führer der Anti-Sklavereipartei begehen in der Beziehung grobe Fehler, und wenn diese Partei nicht die ihr jetzt gebotene Gelegenheit, sich von allen nativistischen und ähnlichen Bestrebungen fern zu halten, acceptirt, so hat sie ihre Niederlage sich selbst zuschreiben.

Also erste n s Discussion, zweite n s Vereinfachung der Frage. Sobald einmal eine wirkliche Anti-Sklavereipartei existirt, sobald die Frage zwischen Nord und Süd, zwischen der Beschränkung der Freiheit und zwischen der Beschränkung der Sklaverei, rein und unvermischt auf den politischen Kampfplatz tritt, dann ist die Sache entschieden: dann ist die Congresspolitik in den Händen des Nordens. Dies ist das nächste Ziel; dies der nächste Sieg. Der Congress war bisher während der Herrschaft der Whigs, wie der Demokraten, immer unter den Einflüssen der Sklavenhalter. Wir wollen die Gründe dieser traurigen Erscheinung hier nicht aufzählen, sie sind bekannt genug. Die Herrschaft des Dollars, welche überall in Amerika existirt, ist das eigentliche Fundament der Proslavereipolitik des Congresses; in Süden sind alle Elemente der Corruption zahlreicher vorhanden, wie im Norden; der Reichtum, der im Norden sehr beweglich ist und schnell von einer Hand in die andere wandert, gehört im Süden einzelnen aristokratischen Familien an, welche nach Art der Barone des Mittelalters oder der russischen Großen ihre Umgebung beherrschen. Ist einmal der südlich Einfuß im Congresse auf sein natürliches Maaf zurückgeführt, dann wird auch die Allmacht des Dollars modifizirt und gemildert werden, und das hauptsächlichste Thor der Corruption ist geschlossen.

Sind diese Voraussetzungen erfüllt, — und es ist möglich, daß sie in kurzer Zeit erfüllt werden, — dann kann man Hand an's Werk legen. Wir glauben weder, daß die Union aufgelöst werden müsse, noch daß man mit einem einfachen Congressbeschuße die Sklaverei aufheben könne. In politischen Fragen, welche so tief mit den Eigenthumsverhältnissen und den sozialen Zuständen eines Landes zusammenhängen, wie die Sklaverei, ist es sehr bedenklich, zu revolutioniren; wenn es möglich ist, schlägt man lieber den Weg der Reform ein. Und daß dies möglich ist, beweist die Geschichte Amerika's. Am Schluß des vergangenen und in den beiden ersten Dezennien dieses Jahrhunderts, als der Geist der Unabhängigkeitserklärung noch im amerikanischen Volke lebte, als die Ordonnanzen vom 13. Juli und die Grundsätze des Wilmot Proviso als Gewohnheitsrecht galten, hat sich die Sklaverei aus sieben Staaten zurückgezogen, und wenn wieder eine ähnliche Politik im Kongresse und ähnliche Grundsätze in der öffentlichen Meinung herrschen, dann können wir mit Sicherheit annehmen, daß Delaware, Maryland, Kentucky, Missouri und später auch Tennessee, Virginien u. s. w. die Sklaverei aufgeben. Es kommt nur darauf an, daß die Politik eine andere Strömung nimmt, daß im öffentlichen Leben Amerika's sich allgemein ein Anti-Sklaverei-Gefühl geltend macht, daß der Kongress niemals eine Ausdehnung der Sklaverei zugibt, aber jede Beschränkung und Zurückräumung derselben begünstigt. Durch die Aufhebung des Sklavenauslieferungsgesetzes, welche der erste Schritt der neuen

Politik sein muß, wird ohnehin die Sklaverei milder und humaner gemacht; der Sklavenhalter wird seine Sklaven nicht zur Flucht zwingen wollen. Wenn auch der Grundsatz der Richtintervention des Kongresses in die häuslichen Angelegenheiten der einzelnen Staaten im Allgemeinen gelten mag, so hat doch in Bezug auf die Sklaverei der Kongress durch die konstitutionellen Bestimmungen der Sicherheit des Eigenthums, Freiheit der Personen, Habeas Corpus Acte u. s. w. genügende Anhaltspunkte erhalten, um in dieser Frage mildernd einzuschreiten zu können. Er kann den Sklavenhandel zwischen den einzelnen Staaten verbieten; kann den Sklaven das Recht auf Jury u. dergl. konstitutionelle Rechte sichern; er kann endlich für Erziehung und Unterricht der farbigen Race Bewilligungen machen. In den letzten Jahren geschah jede Einmischung des Kongresses zu Gunsten der Sklaverei; gelingt eine andere Zusammensetzung des Kongresses und findet das Gegenteil statt, so kann der Einfluß des Kongresses durch tausend direkte und indirekte Kanäle der farbigen Race zufliessen. Wir sehen überhaupt nicht ein, warum man an eine endliche Aufhebung der Sklaverei, an eine gütliche Lösung dieser Frage verzweifelt. Ist nicht überall in der Welt Sklaverei und Leibeigenschaft gewesen? Ist sie nicht in allen civilisierten Ländern aufgehoben? Werden nicht selbst in Russland einzelne Maßregeln getroffen, um das Institut der Sklaverei einigermaßen zu modifiziren, wie z. B. das Verbot, die Sklaven ohne den Grund und Boden zu verkaufen, Familien durch Verkauf zu trennen u. s. w. Sollte eine solche stufenweise Abolition der Sklaverei in Amerika nicht möglich sein? Sollte der Süden nicht einsehen müssen, daß er nur durch eine kluge Nachgiebigkeit in dieser Beziehung sich großen Unglücksfällen und gefährlichen Katastrophen entziehen kann? Besteht nicht in einer solchen Reformpolitik die wahre Unionsretterei?

Diese Fragen lauten allerdings sehr versöhnlisch, und passen vielleicht nicht zu der gegenwärtigen Zeitlage, wo die Gemüther des Nordens noch heftig durch die Schandthaten in Kansas und Missouri erregt und erbitert sind. Aber es scheint doch möglich, sie einmal wieder in Erinnerung zu bringen. Die ganze Sache ist am Ende nicht so gefährlich, wie sie uns erscheint; noch steht die Frage nicht so verzweifelt, wie einige Neu-England-Leute glauben; noch heißt es nicht: Entweder Versklavung oder Auflösung der Union; noch ist eine friedliche und gesetzliche Lösung möglich, und wir haben noch keinen Spartacus und Sklavenkrieg notwendig. Es muß nur die öffentliche Meinung und der Strom der Politik eine andere Richtung einnehmen, wie bisher; der Kompaß dem wir folgen müssen, zeigt nach Norden, nicht nach Süden. Sobald wie diese veränderte Richtung in der Politik eintritt, sobald der Süden statt der Zeiggesichter Männer, energische, selbstbewußte Männer des Nordens sich gegenüber sieht: dann wird er selbst von seinen Anmaßungen und Uebergriffen zurücktreten, denn

madi mag sagen, was man will, die süßlichen Staaten werden am Allerweltzeit eine Auflösung der Union zugeben, welche ihnen eine amerikanische Zukunft voll Bürgerkriege und Sklavenemörungen bereiten würde. Und sollte es auch sein, die Auflösung der Union wäre noch immer das kleinere Übel, besonders wenn im Norden der bigotte Fanatismus der Neu-England Staaten unter dem Einflusse einer gebildeten und humanen Einanderung des Westens verschwände.

Diesenigen, welch bisher sich immer als Gegner der Sklaverei erklärt, aber aus verschiedenen Gründen immer der demokratischen Partei treu blieben, sollten die hier vorgelegten Fragen doch einmal ernstlich in's Auge fassen. Sie werden sich dann ganz gewiß der neuen Richtung in der Politik, der Anti-Sklaverei-Richtung anschließen. Die Gespenster, welche man in dieser Reform-Partei findet, verschwinden bei näherer Betrachtung; das Gefährliche und Schreckliche löst sich in ein leicht auszuführendes Experiment auf. Wir Deutsche der verschiedensten Richtungen und Parteien stehen in dieser Frage durchaus nicht in dem Zwiespalt und Gegensatz, wie wir oft selbst glauben. Wir sind Alle Freunde der Sklaverei, wenigstens so lange wie noch ein Rest deutscher Cultur in uns ist. Wir haben alte, graue Demokraten oft dieselben Ansichten und Wünsche aussprechen hören, wie sie im vorstehenden Artikel angedeutet sind. Der einzige Unterschied bestand nur darin, daß die Leute nicht einsahen, daß sie durch die Unterstützung der demokratischen Partei gerade die Prosklaverei-Politik, die Ausbreitung der Sklaverei, die Bararei im Süden, die Verfälle in Missouri und Kansas u. s. w. unterstützten. Dieser diabolische Zusammenhang blieb ihnen verborgen. Wird es nicht möglich sein, über diesen Punkt die Augen zu öffnen?

Wie gesagt, die Frage der Sklaverei betrifft uns wenigstens ebenso sehr, wie die Neger. Unsir eignes Interesse, unsere eigne Freiheit, die Civilisationen, Freiheit des ganzen Menschengeschlechtes ist dabei betheiligt. Was die Zukunft der Negerrace anbetrifft und die Stellung, welche sie in Amerika in Zukunft annehmen wird, so ist dies eine Frage, welche nur dann zur Beantwortung reif ist, wenn die ganze Politik Amerika's in Bezug auf Sklaverei sich geordnet hat. Wir stimmen vollständig darin mit Julius Frébel überein, daß die Rassenfrage etwas ganz Anderes ist, als die Sklavenfrage. Die Sklavenfrage ist eine Frage des objektiven, absoluten Rechtes; die Rassenfrage ist eine Frage der jedesmaligen, veränderlichen und fortschreitenden Cultur und Civilisation. Wir sind sehr darüber im Zweifel, ob es gerathen ist, den Negern, wenigstens denjenigen, welche in der Sklaverei eingezogen sind, das Stimmrecht in den freien Staaten zu geben. Massachusetts hat es gethan, aber der Grund davon war gewiß nur ein politischer, nemlich: den Negermungen des Südens gegenüber einen energischen und deutlichen Protest zu erlassen, und den Hausschlag, den

die Prosklavereiteute in Kansas dem freien Norden gegeben haben, mit einem Keulenschlage zu erwiedern. In dieser Beziehung war das Gesetz in Massachusetts gerechtfertigt; es war eine politische Demonstration gegen den Süden; eine feindselige Handlung, die durch andere feindselige Handlungen veranlaßt war. Aber eine weitere und allgemeinere Berechtigung und Bedeutung hat diese Maßregel nicht. Um der afrikanischen Race eine vollständige Gleichberechtigung mit der kaukasischen zu verschaffen, dazu sind noch eine Menge culturhistorischer Bedingungen nothwendig, die sich nicht mit einem Schlag durchsetzen lassen. Das ist eine Frage, welche für jeden Philanthropen und Politiker von der größten Bedeutung ist. Aber bevor sie zur Lösung kommt, muß erst die Sklaverei, das Eigenthumstht ein s Menschen auf einen andern Menschen, beseitigt sein. Dann kann man nach den Bedingungen fragen, unter denen die Neger am glücklichsten und nüchtesten leben. Die farbige Race besitzt, wenn auch nicht die Fähigkeit, Cultur zu produzieren, doch in einem sehr hohen Grade die Fähigkeit, sich Cultur anzueignen; dies kann man in Amerika in tausenden von Beispielen sehen. Deshalb sind wir, durchaus nicht der Ansicht, daß es eine Wohlthat für die Neger sei, sie nach Liberia zu schicken, und sie aus dem Kreise der gebildeten Menschheit zu entfernen. Nur im Umgange und Verkehr mit der kaukasischen Race kann der Neger sich civilisiren. Isolirt von derselben, in der afrikanischen Heimath, versinkt er wieder in die ursprüngliche Barbarei, oder kann sich doch wenigstens nicht fortentwickeln.

Die Fabeln, welche man früher von Negerrepubliken im Innern Afrika's, von einem hohen Kulturstande daselbst u. dergl. erzählte sind durch neuere Forschungen vollständig widerlegt worden. Der Negerstaat von San Domingo ist unter dem Einflusse und durch den Verkehr mit den Völkern der kaukasischen Race entstanden. Wenn bis jetzt noch nicht viel aus dem Staate Faustin's, aus den freien Negern des amerikanischen Nordens und Canada's geworden ist, so liegt die Schuld wenigstens ebenso sehr an der weißen Bevölkerung, wie an dem Neger selbst. Rämentlich die weißen Bewohner der nördlichen Staaten Amerika's, und selbst viele Abolitionisten behandeln den Neger mit einer Verachtung und Geringschätzung, welche im Mittelalter den Juden zu Theil wurde, und auch den Charakter dieses sonst so intelligenten und energischen Volkes depravirt hat. Der Neger hat neben großer Fähigkeit, sich die Cultur, Sprache u. s. w. eines fremden Volkes anzueignen, einen sanften, guten Charakter und ein weiches Gemüth; es ist gewiß der Stoff vorhanden, aus dem man einen Menschen bilden kann; nur muß der bildende Künstler nicht fehlen. Ist es nicht ehrenvoller für die kaukasische Race, den Neger mit Unterricht, Lehre, Erziehung und gutem Beispiel zu behandeln, als mit der Peitsche und Bluthunden? Gewiß, die steigende Kultur und Humanität der kaukasischen

Race wird auch ein helles Licht über die dunkeln Kinder Afrika's werfen, und das Gebiet der Civilisation wird um viele Millionen Menschen reicher werden.

Ja, selbst wenn wir das dunkelste Gebiet menschlicher Zustände, die Negersklaverei, in's Auge fassen, können wir die Hoffnung auf die steigende Verbesserung und Vervollkommenung des Menschengeschlechtes, des ganzen Geschlechtes, nicht nur einzelner Völker und Rassen, nicht aufgeben. Gewöhnen wir uns nur daran, diese Frage von dem humanen Standpunkte der Zukunft aufzufassen, so werden die Schrecknisse und Gefahren, welche nach den Ansichten Mancher mit der Abolition der Sklaverei verbunden sind, sich verlieren. Wir sähen gern, daß man in einer versöhnlichen und objektiven Weise dieses wichtigste Thema menschlicher Freiheit und menschlichen Rechtes behandelte; die Männer der verschiedensten Parteien würden dann finden, daß sie nicht so feindselig sich in dieser Frage gegenüberstehen, wie die Organe der Ameriterjäger es uns glauben machen wollen. Und wenn wir Deutsche in Amerika uns über diese Frage einmal verständigt haben, dann sind wir einen großen Schritt weiter, sowohl in der amerikanischen Politik, wie in der deutschen Einheit.

Die Türkei und Cuba.

Es liegt nahe, Russlands aggressive Stellung zur Türkei mit der Stellung, welche Amerika Cuba gegenüber angenommen hat, zu vergleichen. Eine solche Parallele ist ein lehrreicher Betrag zur Charakteristik beider Nationen. Ebenso, wie der russische Angriff gegen die Türkei für die Zukunft des europäischen Continentes entscheidend ist, liegt die Zukunft des amerikanischen Continentes in der Cubanischen Frage verborgen. Die Strömung, welcher beide Bewegungen folgen, ist eine reaktionäre; die Versklavung des europäischen, wie amerikanischen Continentes ihr Zweck. Beide Bewegungen bilden nur ein Glied einer langjährigen, konsequent durchgeführten Eroberungspolitik; die Theilung der Türkei ist eine Fortsetzung derjenigen Politik, welche die Theilung Polens bewerkstelligt; die Eroberung Cuba's wird von derselben Partei angestrebt, welche Texas erobert hat. Auch die geographischen Verhältnisse stimmen überein; Constantiopol ist der Schlüssel zum schwarzen Meere, wie Cuba zum Merikanischen Golfe, und Russland, wie die Union, haben ein ähnliches Interesse, sich dieser Punkte zu bemächtigen. Der Feind, gegen welche beide Bewegungen gerichtet sind, ist derselbe; es ist England, welches in seinem ost- und westindischen Handel und seiner Meerherrschaft bedroht ist. Während die Motive beider Eroberungen dieselben sind, nämlich Ländersucht und Esse-

vereiausbreitung, bedienen sich beide Mächte ähnlicher Mittel, die öffentliche Meinung über ihre Beweggründe zu täuschen; Russland will die Christen in der Türkei, Amerika die Patrioten in Cuba beschützen. Diese große Verwandtschaft beider politischen Fragen macht die amerikanische Demokratie dem russischen Despotismus befreundet; in den Zeitungen der herrschenden Partei findet man russenfreundliche Berichte, und läge es in der Politik der Union, die Neutralität aufzugeben, so würde ihre Intervention eine Bewegung zu Gunsten Russlands sein.

Diese Wahlverwandtschaft zwischen zwei Nationen, welche durch Geschichte, Abstammung und Verfassung so sehr von einander verschieden sind, beruht vielleicht nicht allein auf dem Sache, daß Gegensätze sich berühren, sondern auch auf einer Uebereinstimmung des Charakters und der Tendenzen beider Völker. Die Amerikaner, wie die Russen, stehen erst an der Schwelle der Cultur, und zeigen vielfach die Eigenthümlichkeiten halbwilder Menschen; sie sind räuberisch und gewaltthäterisch, wie die Römer zur Zeit des Raubes der Sabinerinnen, wie die Normannen zur Zeit ihrer Einwanderung in England, wie die Indianer der westlichen Wälder. Die Staatskunst beider Völker hat, obgleich ihre Verfassungen auf den entgegengesetzten Systemen beruhen, doch dieselbe absolutistische Tendenz; dort herrscht der Despotismus des Kaisers, hier der Despotismus der Majoritäten, und dieser Despotismus ist hier, wie dort, mit Fanatismus und Intoleranz verbunden. Beide Völker wollen vorzugsweise christliche sein, aber benutzen die Religion der Liebe zu Verfolgungen und Gewaltthätigkeiten. Ihre Geschichte ist eine Reise schneller und glücklicher Eroberungen und Gebietsvergrößerungen, wie sie bis jetzt noch kein anderes Land der Welt aufzuzählen hat.

Zwischen diesen beiden Staaten, die im Gegensache zu den orientalischen Staaten, den antiken und den Staaten des Mittelalters die modernen Staaten genannt werden können, liegt nun das alte, franke, halber schöpfe Europa, mit den verschiedensten Nationalitäten, Religionen, Verfassungen, Beschäftigungen, Tendenzen, socialen Zuständen, ermattet durch den ewigen Wechsel zwischen Revolutionen und Contrarevolutionen, zerrissen zwischen entgegengesetzten politischen Bestrebungen, ohne feste Verfassung und beständige Politik, ein Spielball zwischen aristokratischen und demokratischen Tendenzen. Die beiden äußersten Ende dieser Völkermasse, welche am unmittelbarsten und direktesten in den gegenwärtigen Krieg verwickelt sind, gegen welche die Angriffe zunächst gerichtet sind, Spanien und die Türkei, zeigen die Schwäche und Ermattung, welche allen europäischen Staaten eigen ist, im höchsten Grade. Wenn nicht die beiden Großmächte, Frankreich und England, sich der Eroberung der Türkei und Cuba's widersetzt hätten, so wäre der Sieg fast ohne Schwerstreich errungen. Und wird selbst der Widerstand dieser Mächte auf die Dauer die Ueber-

macht Russlands und Amerika's verhüten können? Wir sehen in beiden Ländern schon jetzt, wenige Monate nach Beginn des Krieges, nachdem noch nicht der kleinste Erfolg mit den größten Armeen und Fleeten erreicht ist, die äußerste Schwäche und Erschöpfung. Das Unglück an der Berezina und die Wiener Verträge sind schon da, aber die Tage von Austerlitz und Marengo hat man noch nicht gesehen. Der einzige Vortheil, den England und Frankreich von dem unglücklichen Kriege bisher erhalten haben, besteht vielleicht in der Einsicht, daß das Räderwerk der Verfassung und Regierung, der Zustand des Staates und der Gesellschaft, vollständig mürrisch und unbrauchbar ist, und daß die einzige Rettung vor der Verschlafung Europa's durch Russland die Wiedergeburt Europa's durch die Revolution ist. Wenn diese Ansicht allgemein ist, dann ist schon viel gewonnen. Aber man verdingt sich diesen Sachverhalt. Man hat den Krieg in die Krimm verbannt, damit er die Flammen der Revolution in Polen, Ungarn, Italien und Deutschland nicht anzünde. Deutschland liegt als eine träge, indolente Masse zwischen den streitenden Mächten, und ehe Deutschland nicht frei ist, kann Polen und Ungarn nicht frei und Russland nicht zur Egedrängt werden. Sollte es etwa der Lauf der Weltgeschichte sein, daß Russland in seinem Vorbringen nach Westen, Amerika in seinem Vorbringen nach Osten alle die zwischen liegenden Länder überflühen, bis daß endlich diese beiden Riesenmächte sich selbst einander gegenüber stehn, und den Vernichtungskampf miteinander kampfen, den sie bis dahin und gegenseitigem Einverständnisse gegen die andern Völker geführt haben? Sollte auf diese Weise sich der alte Kampf zwischen Rom und Karthago in vergrößertem Maßstabe wiederholen? Oder sollte das westliche Europa noch so viel Kraft der Civilisation besitzen, um seine politischen Zustände zu regeneriren, und mit seiner Bildung und Cultur den asiatischen, wie amerikanischen Continent zu überflüthen und zu erobern?

Wie denn auch sei, die politischen Zustände Europa's sind in einer Zersetzung begriffen, die eine schnelle Auflösung derselben vorhersehen lassen. Der Ära der Cäsaren, von der man in Frankreich träumt, werden vielleicht bald die Ströme der Völkerwanderung folgen. Amerika wird durch diese Erschütterungen in den Strudel der allgemeinen Katastrophe hineingezogen; seine Neutralität gegen europäische Geschicke ist jetzt schon ein leerer Wort. An den Besitz Cuba's ist der Kampf zwischen Europa und Amerika geknüpft, wie der Krieg zwischen Asien und Europa an den Besitz der Türkei. Die Art und Weise wie der Kampf hier, wie dort, geführt wird, zeigt uns recht den Unterschied zwischen den modernen Rom und Karthago. Während Russland unbeugsam, gebieterisch, gewaltthätigerisch, mit massenhaften Armeen, mit allem Fanatismus der Religion und Nationalität auftritt, das alte Rom in seinem weltübernden Übermuthe, ein stolzer, füher Räuber; schleicht die Union, wie ein Dieb, um die heiß ersehnte Beute,

mit aller Feigheit eines schlechten Gewissens, mit aller Furcht vor verdienter Strafe, mit aller Lusternheit eines verbotenen Genusses. Ungehörige Radamontaden und Prahlereien wechseln ab mit schimpflichen Deutungsgesetzen; die diplomatischen Altkenstücke über die Black Warrior, über Spurte und Perry, über den Congress zu Ostende, u. s. w. enthalten so viele Inconsequenzen, Feigheiten und Winkelzüge, wie vielleicht ein anderes Blatt aus dem schmähigen Buche der Diplomatie. Die Flibustierexpeditionen erweisen sich als betrügerische Vorspiegelungen, um Geld von den Cubanischen „Patrioten“ zu expressen; das Gouvernement intriguert im Geheimen für eine Acquisition der Insel, und widerspricht offen diesen Plänen; es möchte wohl, aber es mag nicht, und nimmt unterdessen alle Fustritte geduldig hin, welche es von den spanischen Behörden erhält. Da sieht man die „punische Treue“ in ihrer rechten Gestalt. Es ist keine Spur von Würde und Ehre in dieser Politik; es ist die Politik des Piraten und Sklavenhändlers, welcher den Galgen fürchtet. Wenn in diesem Momente alle Nationen in einer Reaktion begriffen sind; wenn die auswärtige wie die innere Politik aller Völker feig, betrügerisch, treulos, verrätherisch ist: so steht doch Amerika am tiefsten da; der kleinste deutsche Bundesstaat spielt kaum eine so traurige Rolle, wie die Administration des Herrn Pierce. Wir sagen dies nicht aus einer systematischen Abneigung gegen die Partei der Administration, nicht aus Hass und Groll gegen das amerikanische Volk; grade weil die Union einen so großen, mächtigen Bund freier Staaten bilden, weil hier die Menschheit sich in ihrer größten Macht und Majestät zeigen könnte, weil hier viele Voraussetzungen gegeben sind zum Nahme, zum Glücke und zur Freiheit; grade deshalb empfinden wir die Niederrächtigkeit der gegenwärtigen Politik tief und schwer, und jürgen denjenigen, die einem großen Volke seine Bestimmung vergessen machen könnten.

Wie es im Interesse der Civilisation nothwendig ist, daß Russland's Einfluss und Macht nach Asien zurückgedrängt werde, daß ein freies Polen und Ungarn die Vormauer eines freien Europa's gegen das barbarische Asien werde, so scheint es auch nothwendig zu sein, daß europäische Cultur sich mit amerikanischer Freiheit und amerikanische Freiheit sich mit europäischer Cultur vermöhle. Amerika darf die isolirte Stellung im Weltverkehre, die Neutralität der auswärtigen Politik nicht fortsetzen; es wird sonst einseitig, beschränkt, pedantisch. Wir haben die Resultate dieser Neutralitätspolitik in den letzten nationalischen Einseitigkeiten und den religiösen Proscriptionen gesehen. Amerika, auf sich selbst bezogen, in sich selbst eingeschlossen, mit sich selbst zufrieden, wird einseitig und pedantisch werden, und niemals den Glanz, die Wohlfahrt und Kultur erreichen, zu der eine reiche Natur und eine treffliche Verfassung es befähigt. Wir geben zu, daß es für den Moment noch nicht ratsam für Amerika

sein mag, die Neutralität zu brechen. Aber wenn statt der dynastischen Differenzen die prinzipiellen Gegensätze der europäischen Politik auf den Kampfplatz treten: dann ist es Zeit; dann gilt es, den Dank an Lafayette, Steuben, de Kalb abzutragen; dann gilt es, die Wohlthaten der europäischen Civilisation durch Vertheidigung derselben zu erwiedern; dann gilt es, als Kämpfer für die Freiheit der europäischen Völker in den Kreis der Grossmächte zu treten. Der Moment ist näher, wie man glaubt; wird Amerika ihn benutzen?

Am 4. Juli.

Als wir heute früh das Haus verließen, waren die Straßen schon ziemlich belebt; Fahnen wehten von den Häusern; die Glocken läuteten; Feuerleute und Militärs gingen zu ihren Versammlungsplätzen; Knaben trieben sich auf der Straße umher, und schon mischten sich geschmückte Damen mit neugierigen Augen unter die Menge. Der Morgen war nicht zu warm; es war eine frische, gesunde Luft, ein Tag, der sich zum Feste eignete. Wir glaubten für einen Moment, daß es möglich wäre, sich zu freuen. Aber wir sahen in den leeren, öden Gesichtern, die uns begegneten, keine Spur von einer erhöhten Gemüthsstimmung; die Gesichter waren flach und kalt, wie immer, wie in den Tagen des gewöhnlichen Geschäftstreibens. Der Amerikaner kann sich nicht begeistern; er kann sich nicht einmal freuen; davon ist der 4. Juli ein regelmäsig wiederkehrender Beweis. Die 4. Juli-Feste sind schon seit einer langen Reihe von Jahren in Vergiß gekommen; sie sind keine Manifestationen eines großen, reichen Volksgeistes, keine Verherrlichung des Patriotismus, kaum noch eine Erinnerung an die Unabhängigkeitserklärung; sie sind die Befreiung eines rohen, unreifen Gemeinwesens von der letzten Schranke der Ordnung und Zucht; sie geben uns ein Bild von der Volkesouveränität a la Douglas und Atchison; sie wühlen die Hefe des Volles empor, die sich heute in ihrer ganzen Glorie zeigt. Das ist der 4. Juli, der höchste Feiertag der Menschheit, das Fest der Erinnerung an die größte That der Freiheit, der Dankbarkeit gegen die edelsten Helden und Patrioten. Wie! Ist dieses Volk seines Ehrentages nicht mehr werth? Hat es nicht mehr das Recht, sich seiner Vergangenheit zu erinnern und zu freuen? Erkennt es nicht mehr sein Ebenbild, sein Fleisch und Blut, in jenen Männern, welche die Unabhängigkeitserklärung unterzeichneten? Ist Alles nur Wind und leerer Schall, was aus jenen großen Tagen sich in die Gegenwart hinübergretet hat? Fürwahr, man sollte es fast glauben. Der erste Satz der Unabhängigkeitserklärung heißt: Alle Menschen sind gleich geboren; sie

sind von ihrem Schöpfer mit gewissen unveräußerlichen Rechten begabt; zu diesem Leben gehört Freiheit und das Streben nach Glückseligkeit.“ Dieses Wort, welches das tiefste Gefühl und den höchsten Gedanken des edlen und guten Menschen ausdrückt, — steht es nicht, wie ein Brandmal auf der Stirne der Sklavenhalter und ihrer Partei, der Hunker, die vielleicht noch gestern für Niggerfang und Nebrasckabil gestimmt, gesprochen und geschrieben haben? Mit welchem Rechte wagen diese Leute, den 4. Juli zu feiern? Und die Nichtswisser, welche Amerika und die Freiheit für sich allein haben wollen, diese engherzigen, unduldsamen Menschen, die das blutende, hungernde und geknechtede Europa mit ihren Füßen zurückstoßen; ziehen sie sich an dem 4. Juli nicht in ihr Kämmerlein, in das Dunkel ihrer Schande zurück? Nein, da marschiren sie her in der Militärkompanie, Musik voran, mit Fahnen und Trommeln, und jeder Schritt, den sie machen, ist ein Fußtritt auf die Unabhängigkeitserklärung und die großen Grundsätze der Menschenrechte. Wie können sich diese Leute des 4. Juli freuen? Ist dieser Tag nicht ein schwerer Vorwurf für sie, nicht eine große und glänzende Rechtfertigung für ihre Gegner, die Freunde der Freiheit und des Rechtes? Ebenso, wie die Unabhängigkeitserklärung selbst ist auch die Feier derselben am 4. Juli nur noch eine leere Form und ein hohler Schein. Die Heuchelei brüstet sich damit, die Schlechtigkeit verbirgt sich darunter, aber der Jubel der Menschheit darüber verstummt.

Doch sehen wir nicht zu schwarz. Allerdings, die gegenwärtigen Bewegungen in der Politik sind dazu geeignet, uns in misstrauische und übel-Laune Stimmung zu versetzen, und grade an dem heutigen Tage, da uns eine Veranlassung dazu gegeben ist, uns an eine bessere Vergangenheit und edlere Menschen zu erinnern, wird diese Stimmung recht düster und finster. Wir erinnern uns daran, wie viel Großes und Gutes diesem Volke von seinen Vätern hinterlassen ist, und müssen darüber trauern, daß die Keime der Freiheit, welche in der Unabhängigkeitserklärung und der Verfassung liegen, noch nicht zum stolzen, mächtigen Baume emporgewachsen seien, sondern fast vergessen und verachtet in der Verborgenheit liegen. Wenn wir auch nicht zu Denen gehören, welche die Unabhängigkeitserklärung als das Non plus ultra menschlicher Weisheit betrachten, — wir wünschten z. B. sehr, daß der die Sklaverei verdammende Satz Jefferson's nicht gestrichen worden wäre, — so halten wir doch dieses Aktenstück für das beste politische Dokument, das jemals gesetzliche Gültigkeit erlangt hat, als ein Bruchstück aus der Politik der Zukunft, das dem Zeitalter und den Männern, die es zu Stande brachten, alle Ehre macht. Es liegt in der Unabhängigkeitserklärung doch die Bürgschaft der Zukunft, mag der heutige Amerikaner noch so gleichgültig und gedankenlos darüber hinweggehen. Von Zeit zu Zeit kommen doch diese Grundsätze dem Volke wieder in's Gedächtniß, und jede Erinnerung wird eine Veredlung des politischen Lebens

sein. Es war uns bei der diesjährigen Feier auffallend, daß fast alle Zeitungen das allbekannte Dokument abdrucken. Es schien darin ein stillschweigendes Zugeständniß zu liegen, daß man diesmal mehr, wie jemals, nothwendig habe, sich die berühmten Worte in's Gedächtniß zurückzurufen. Wenn d m so ist, so können wir hoffen, daß der Tag und die Feier ihre Folgen haben werden. Unter der gleichgültigen Menge giebt es doch auch Viele, welche den Tag mit Bewußtsein feiern, Leute, die ihr Amerikanerthum auf ihre Grundsäße, nicht auf ihre Geburt basiren. Wir wenigstens haben manches ernste Wort gehört, was zu der kritischen politischen Lage der Gegenwart paßte.

Uns Europäer muß ein solches Fest natürlich in eine ernste, wehmüthige Stimmung versetzen. Niemals fühlen wir uns so einsam und fremd, wie heute. Wir fühlen es, der Jubel um uns her gehört nicht uns. Wir denken daran, wie die Männer der Unabhängigkeit drüben zum Kerker oder Erile verdammt sind. Was hier Patriotismus, was hier Glück und Verdienst, ist dort Hochverrath, Kerker und Elend. Unsere stillen Grüße fliegen zu den Kerkern von Spandau und Rastadt, unsere Erinnerungen sind den Gräbern von der Brigittenau, von Freiburg und Mannheim geweiht. Alle Erinnerungen an die alte Heimath sind mit einem Trauerschleier bedeckt. Wir fragen uns, wann wird der Tag kommen, an dem wir die Unabhängigkeit unseres Vaterlandes feiern? Wie oft haben wir uns diese Frage schon vorgelegt!

Gewiß, Amerika ist keine zweite Heimath für uns; es läßt uns kalt. Wenn wir auch die politische Freiheit und die Vortrefflichkeit der Institutionen in vieler Beziehung anerkennen, und die rasche Entwicklung dieses Landes bewundern müssen; wenn wir sogar dafür dankbar sind, daß wir hier eine Spanne unseres Lebens frei und unabhängig leben könnten: das Land wird uns nicht lieb und werth; es schmückt sich für uns nicht mit dem Zauber der Poesie und Freundschaft. Unser Herz gehört Deutschland. Dies mag sentimental, schwäichlich, fränklich sein, aber wenn wir durch die Massen fröhlicher Menschen gehen und an ihrer Freude nicht Theil nehmen können, so dürfen wir uns nicht verhehlen, wie es um uns steht.

Wann werden wir den Unabhängigkeitstag in Deutschland feiern? — Diese Frage klingt aus dem Lärm des Tages immer und immer wieder hervor.

Die Grenzen der menschlichen Freiheit.^{*})

Die Grenzen der menschlichen Freiheit zu bestimmen: dies ist das schwierigste Problem der Philosophie, und die Lösung derselben würde die psychologischen, ethischen, politischen, juridischen Wissenschaften in eine ganz neue Phase bringen. Wem es gelänge, den Begriff der menschlichen Freiheit, seine Bedingungen und Grenzen zu bestimmen, der würde allen Wissenschaften, die den Menschen und menschliches Leben behandeln, eine feste, sichere Grundlage unterbreiten; er würde für die Moral, Ethik, das Recht, die Politik dasselbe sein, was Newton und Kepler für die Astronomie. Aber es scheint, als wenn der Mensch das Geheimniß seines eignen Daseins nie ganz zu Ende tathen, als wenn er nie auf den letzten Grund seiner Existenz schaue dürfe. Wenn wir nach dem Begriffe der menschlichen Freiheit und nach den Grenzen der menschlichen Zurechnungsfähigkeit forschen, so sehen wir bald, wie tief wir noch trotz aller Philosophie und Naturerkennnis in der alten Welt der Vorurtheile stecken, wie sehr unser Blick noch von Einseitigkeiten und abstrakten Theorien verdunkelt ist, wie wenig wir noch mit dem Wesen des Menschen vertraut sind. Wir kommen in Gefahr, von einem Extreme in das andere zu fallen, und eine Einseitigkeit mit der andern zu vertauschen.

Früher schon, wie die Philosophen, haben sich die Theologen den Kopf über dieses Thema zerbrochen. Wie über alle Fragen des menschlichen Lebens die Religion und besonders das Christenthum zweideutige, unbestimmte und ausweichende Antworten gibt, so auch über vorliegendes Thema. Dadurch, daß das Christenthum dem Menschen Lohn und Strafe, Verdammnis und Seligkeit in Aussicht stellt, erklärt es den Menschen für zurechnungsfähig. Der Glaube ist nach den Lehren des Christenthums eine

* Wir haben dieses Thema schon in Nr. 15. der Wochenhefte der Alantis behandelt, sehen aber, daß wir nur die Einleitung dazu gegeben haben, aber die Fortsetzung nicht folgen ließen. Das Ausbleiben derselben lag zum Theile auch wohl daran, daß wir selbst über das Thema nicht recht im klaren waren, und wir verhehlen nur auch heute nicht, daß noch viele dunkle Punkte in dieser Lehre sind, die von einer fortschreitenden Philosophie und Naturerkennnis neues Licht erwarten.

freie Entschließung. Dies steht aber im Widerspruch mit dem Dogma von der Erbsünde, von welcher der Mensch nur durch unmittelbare Einwirkung des Heilandes befreit werden kann, mit dem Dogma von der Gnadenwahl, der Prädestination u. s. w., vor Allem aber mit der Lehre von der Vorsehung selbst. Denn wenn ein allweiser, allmächtiger Gott über uns wacht, so kann natürlich von einem freien Willen des Menschen keine Rede sein, denn er wird keine Handlung begehen können, ohne oen Willen Gottes; jede freie,zurechnungsfähige Handlung des Menschen wäre eine Verneinung der Allmacht Gottes. Die christlichen und jüdischen Theologen haben über diesen Widerspruch viel unsinniges Zeug zusammengeschrieben; nun, heutzutage werden wir uns wohl nicht mehr an diese Quelle wenden, um Aufklärung zu erhalten. Die heidnischen Religionen und der Muhammedanismus huldigen der Lehre des Fatalismus. Die alten Griechen hatten mit einem richtigen Gefühle, mit dem Instinkt der Vernunft, der dieses herrliche Volk leitete, gewisse Schranken um den menschlichen Willen gezogen, innerhalb deren der Mensch frei war und die Wahl seiner Handlungen hatte; jenseits dieser Schranken herrschte die Nemesis und das Fatum, denen selbst die Götter unterworfen waren. In den älteren orientalischen Religionen der Juden, Perser u. s. w. herrscht ein unbedingter Fatalismus; der passive, träumerische Charakter der orientalischen Nationen ließ den Gedanken an die Willensfreiheit des Menschen nicht aufkommen.

In der germanischen Welt kann zuerst der Begriff der Subjektivität, der Freiheit des menschlichen Willens, der Zurechnungsfähigkeit allgemein zur Erscheinung. Subjektivität ist der Grundzug des germanischen Volkscharakters. Das Mittelalter zeigt trotz aller Barbarei und Versklavung dieses allgemeine Streben, sich zu individualistren, sich auf eigene Füße zu stellen, seinen eigenen Willen durchzusetzen. Es ist ein hartnäckiger Eigensinn in der Geschichte des Mittelalters; die Lente isolirten sich lieber auf steilen Felsen, in Klöstern und Eindöden, als daß sie ein gemeinsames, behagliches Leben mit einander geführt hätten. Welche Extravaganz aus diesem Eigensinn und Isolierungstrieb entstanden, brauchen wir hier wohl nicht nachzuweisen. Durch die Kritik und Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts läuterte sich dieser rohe, wilde Drang des Individualismus. Kant proklamirte die Autonomie (Selbstbestimmung) des Menschen; der kategorische Imperativ war ihm das A. und O. aller menschlichen Freiheit; die Spontaneität (Freiwilligkeit) des menschlichen Handelns der Hauptsaß seiner Philosophie. In der Fichte'schen Philosophie erreichte dieser Individualismus, diese Beziehung des Menschen auf sich selbst, die Autonomie des Menschen ihren Höhepunkt in dem bekannten: Ich bin Ich, wodurch der höchste Grad menschlicher Freiheit und Selbstständigkeit ausgesprochen ist. Hegel's Philosophie ist zwar objektiver und schließt sich

mehr den Gesetzen der Nothwendigkeit und den Naturwissenschaften an, aber die persönliche Freiheit, die Selbstbestimmung d. Menschen, die Ueberwältigung der Naturbestimmungen durch den Geist des Menschen, ist auch in seiner Philosophie nachgewiesen. Ueberhaupt würde jede Philosophie sich ihr Todesurtheil sprechen, wollte sie die Handlungen des Menschen nur als eine Reihe von Naturnothwendigkeiten ansehen. Dann müßte die Philosophie ihr Objekt, den Menschen und sein Denken, aufgeben, und den Naturwissenschaften überlassen, die Aufgabe zu lösen, mit der sie sich bis jetzt Jahrtausende vergleichlich beschäftigt hat.

Die Naturwissenschaften allerdings fordern dieses Thema als ihr Eigenthum, und es ist dem großen Uebergewichte, das sie über die Wissenschaften der sittlichen Welt und über die Philosophie in den letzten Jahren gewonnen haben, zuzuschreiben, daß die Theorie von der menschlichen Freiheit und Zurechnungsfähigkeit, ob sie auch in der Praxis, im Staate, im Rechte, überall noch gilt, wenig wissenschaftliche Vertheidiger mehr besitzt, und nicht im Stande ist, die Angriffe, welche gegen sie gemacht werden, zurückzuschlagen. Das Gesetz, die Harmonie, die Nothwendigkeit, welche man überall in der Natur findet, herrscht auch in der sittlichen Welt; Alles in der Welt, der vermöge seiner Schwere fallende Stein, wie der vermöge seiner Organisation denkende Mensch, folgt dem Gesetze der inneren Nothwendigkeit, dem Gesetze der Natur. Der so vielfach bespöttelte Satz Hegel's: Was wirklich ist, das ist vernünftig, d. i. nothwendig, wurde den Naturwissenschaften adoptirt und bewiesen, von denselben Wissenschaften und Männern, welche nicht aufhören können, über die Hegel'sche Philosophie sich lustig zu machen. So fand man denn, daß die so viel gerühmte Freiheit, die sittliche und moralische Freiheit des Menschen, die Freiheit des Willens, Denkens und Handelns, auf einer Täuschung beruhe, und nur in einer einfachen Naturnothwendigkeit bestehe. Das Denken wurde zu einer körperlichen Thätigkeit degradirt; die Physiologen, besonders die Engländer, machten die aufmerksamsten Beobachtungen an den Bewegungen der Gehirnnerven; die Phrenologie entwickelte den Charakter des Menschen aus seinem Schädelbaue; von dem berühmten kategorischen Imperativ Kant's wurde wenig mehr gehört. Während diese Auffassung oder vielmehr Verneinung der geistigen Freiheit des Menschen in der Wissenschaft einen Triumph nach dem andern errungen und jetzt in allgemeinem Ansehen steht, ist es merkwürdig, daß man in der Praxis auch gar nichts von der neuen Lehre wissen will, daß man in der öffentlichen Meinung, in der Moral des Volkes, im staatlichen Leben, in dem Criminalrechte, noch gar keine Veränderung der alten Praxis, welche auf die Lehre der Zurechnungsfähigkeit und Willensfreiheit gegründet war, bemerkt. Die Erscheinung, welcher ebenfalls eine innere Nothwendigkeit zu Grunde liegen muß, ist zu auffallend, als daß sie uns nicht misstrauisch gegen die

Ansichten der Materialisten, Phrenologen u. s. w. machen und uns zu einer Kritik derselben auff zürn sollte. Es ist etwas in unserer Brust, das dem Fatalismus widerstrebt; es ist dem innersten, eigentlichen Wesen des Menschen zuwider, sich und sein Leben blos als eine Reihe von Naturerscheinungen zu betrachten, und auf Willensfreiheit und Berechnungsfähigkeit zu verzichten. Dieser Widerstand, den jeder Mensch in sich selbst gegen die neue Lehre fühlt, mag freilich aus einer verfehlten Erziehung herrühren, und noch eine Erinnerung an eine veraltete Religion und Philosophie sein; es ist auch wohl bedenklich, bei solchen Fragen auf Instinkt, Gefühl u. dergl. zu achten; aber das menschliche Gefühl erwirkt sich bei dem Gedanken, daß der Mensch ein willenloses Werkzeug der Naturnotwendigkeit sei, mit einer solchen Festigkeit, daß dieser Gedanke selbst mit der menschlichen Natur in Widerspruch zu stehen scheint. Wir können es nicht leugnen, daß wir eine ganze Menge von Handlungen begehen, bei welchen wir die vollständige Freiheit der Entschließung und die vollständige Berechnungsfähigkeit haben, während bei andern Handlungen wir durch einen äußern Zwang oder eine innere Notwendigkeit geleitet werden. Wie sollen wir die Grenzlinie zwischen beiden Handlungen finden? Wo hört der Zwang auf, wo fängt die Freiheit an? Diese Frage wird Niemand lösen können, und dies ist wohl ein Beweis dafür, daß sie unrichtig gestellt ist. Wir fallen hier in denselben Fehler des abstrakten, einseitigen Denkens, den wir so oft im gewöhnlichen Leben finden, nämlich die Gegensätze abstrakt aus einander zu halten; es entgeht unsern Augen die Beziehung der Gegensätze auf einander, die Uebereinstimmung und Identität derselben. Der Begriff Freiheit ist kein einfacher, sondern ein zusammengesetzter und zwar aus Gegensätzen zusammengesetzter Begriff; er ist nicht absolut, sondern relativ, ein flüssiger, lebendiger Begriff, der sich jedesmal nach dem Gegenstande richtet, auf den er sich bezieht. Mit der Frage: Was ist Freiheit? geht es nicht besser, wie mit der Frage: Was ist Wahrheit? Die Frage wird immer gestellt und niemals beantwortet. Das kommt daher, weil die Wahrheit, wie die Freiheit keine objektive Thatsache, keine einfache Erscheinung ist, die man mit wenigen Worten definiren kann; wir haben hier nur ein Verhältniß, eine Vergleichung zwischen zwei Zuständen. Die Wahrheit ist ein Verhältniß zwischen dem denkenden Subjekte und dem gedachten Objekte, und zwar das Verhältniß der Uebereinstimmung, der Harmonie, der Identität. So auch ist die Freiheit die Uebereinstimmung einer individuellen Organisation mit den objektiven Verhältnissen, unter welchen diese Organisation existirt und sich entwickelt. Wir nennen im Allgemeinen den Menschen frei, der so leben kann, wie seine Organisation es verlangt, dessen äußere Verhältnisse der freien natürlichen Entwicklung seiner Individualität günstig sind. Die Freiheit ist also ein Verhältniß, welches von der individuellen Organisation abhängig ist. Die größte Schwierigkeit liegt darin, daß ein Verhältnis so leicht ausgrenzt.

Freiheit des Thieres ist eine andere, als menschliche Freiheit; die Freiheit des Indianers ist sehr verschieden von der Freiheit des Philosophen; Freiheit der Religion ist nicht dasselbe, wie politische Freiheit. Die Freiheit richtet sich nach der jenseitmaligen Individualität; je mangelhafter die Organisation dieser Individualität ist, desto mangelhafter ist auch die Freiheit. So sehen wir in der unorganischen Natur noch keine Spur von Freiheit; hier herrscht das plumpes Gesetz der Schwere; erst in der Kristallisation sehen wir einen Anfang, eine Andeutung des organischen Lebens, der Entwicklung von Innen heraus, d. r. Selbstbestimmung und Freiheit. Das Wasser, als die allgemeinste Bedingung jeglicher Organisation, ist auch das allgemeinste Bild der Freiheit, aber auch nur ein allgemeines Bild; denn es ist hier keine Individualität und Organisation vorhanden. Im Pflanzenreiche spricht die Freiheit mit zarten Keimen empor; das Samenkorn bricht die Scholle, in der es begraben, entzwei, und der Keim strebt zum Lichte. Jede Blüthe, jede Blume, jedes Blättchen hat schon die individuelle Form und individuelles Leben. Im Thierreiche kann man die verschiedenen Stufen der Freiheit nach den verschiedenen Stufen der Organisation unterscheiden. Von dem Polypen, der tief im Grunde des Meeres angeschmiedet ist, bis zu dem Adler, der sich in den Wolken wiegt; von dem Wurm, der sich langsam durch die Erdschollen windet, bis zu dem Löwen, dem Wüstentönige, — wie viele verschiedene Stufen der Freiheit lassen sich unterscheiden! Mit der Freiheit des Menschengeschlechtes verhält es sich ebenso. Je höher die Organisation, desto mehr Freiheit. Man vergleiche den Neger in Afrika oder in der Sklaverei, den Chinesen unter dem Drucke der Despotie und des Aberglaubens, mit dem gebildeten und aufgeklärten Europäer, und die großen Unterschiede menschlicher Freiheit werden sich herausstellen. Je höher und vollendet der Organismus einer Gesellschaft, eines Staates ist, desto mehr Freiheit wird darin herrschen; wo aber der Staat statt eines lebensvollen Organismus nur ein Mechanismus der Verwaltung und Besteuerung ist, da wird wenig Freiheit vorhanden sein. Jeder einzelne Mensch kann seine Freiheit durch eine Veredlung seiner Organisation vermehren, und da diese Veredlung durch Bildung und Erziehung hervorgebracht und durch das Denken vervollkommen wird, so kann man sagen, daß Bildung die Schule der Freiheit ist, daß Denken heißt frei sein.

Wenn wir also zugeben, daß die Freiheit von der Organisation abhängig ist, so müssen wir untersuchen, auf welche Weise und unter welchen Bedingungen sich der Organismus irgend eines individuellen Wesens entwickelt, um die Bedingungen der Freiheit zu erfahren. Die Frage: Was ist Freiheit? Wo sind die Grenzen menschlicher Freiheit? ist also dieselbe, wie: Wodurch entsteht der Organismus des menschlichen Lebens,

was sind die Bedingungen und die Verhältnisse, unter denen sich eine menschliche Individualität und Persönlichkeit bildet?

Der Mensch ist das Produkt dreier Elemente, der Natur, der menschlichen Gesellschaft und seiner eigenen Thätigkeit. Untersuchen wir kurz, auf welche Weise diese drei Elemente auf den Menschen wirken, wie sie die Persönlichkeit bilden, wie weit die Einflüsse jedes derselben reichen.

Der Mensch ist ein Produkt der Natur, und so weit wir die Natur kennen, das vollendetste und bestimmungsreichste Produkt desselben. Er folgt, wie jeder andere Naturkörper den Gesetzen der Natur. Die Naturkräfte, Schwere, Elektrizität, Magnetismus u. s. w. sind im menschlichen Körper, wie überall thätig; die chemischen Stoffe, aus denen der menschliche Körper besteht, sind dieselben, aus denen die Thiere, die Pflanzen, die Steine gebildet sind. Er ist den Veränderungen unterworfen, welche jeder natürliche Organismus durchmachen muß, und die letzte aller dieser Veränderungen ist die Zerstörung des Organismus, der Tod. Je höher die Stufe der menschlichen Entwicklung ist, desto zahlreicher sind die Fäden, welche ihn mit der Natur verbinden.

Das Klima und die Zone, in welcher der Mensch aufgewachsen, bedingt seine ganze Persönlichkeit; unter der glühenden Zone Indiens denken und leben, handeln und fühlen die Menschen anders, wie in dem nebelgrauen England oder Holland. Die Race und Nationalität ist eine der wesentlichsten Naturbestimmtheiten des Menschen; sie bildet den allgemeinen Typus, in den der Mensch sich hinein leben muß: sie ist das allgemeinste Fundament seines Charakters, seiner Individualität. Mehr noch, wie durch die Race, ist der Mensch durch das Geschlecht bestimmt; der natürliche Unterschied zwischen Mann und Frau bedingt alle Neigungen, Fähigkeiten und Eigenthümlichkeiten des Menschen. Die Altersstufen modifizieren ferner sehr die Individualitäten; der Jüngling, der Mann, der Greis, sie sind drei sehr verschiedene Persönlichkeiten, deren Neigungen, Handlungen und Überzeugungen oft in großem Widerspruch zu einander stehen. Durch Temperament, durch natürliche Neigungen und Anlagen u. s. w. ist die Menschheit in so viele verschiedene Arten getheilt, daß fast jeder Mensch seine besondern Spezies bildet. Der Einfluß der Jahres- und Tageszeiten, der Speisen, der Getränke macht sich geltend; die Natur fordert im Schlaf ihr Recht; der Prozeß der Ernährung legt dem Menschen eine Menge der gebieterischsten Pflichten auf. So ist der Mensch mit tausend Fäden an die Natur und ihr Gesetz gebunden, und er kann keine einzige Handlung begehen, bei welcher nicht die Naturnothwendigkeit mit walte.

Auf der andern Seite ist der Mensch ein Glied in dem großen Kreise

der Menschheit, und die Eindrücke und Bestimmungen, welche er von dort-her empfängt, sind vielleicht noch mächtiger, wie die Naturbestimmtheiten. Schon in der Wiege wird dem Charakter des werdenden Menschen die erste Form gegeben; die Mutter gewinnt einen großen Einfluß auf die Neigungen, Empfindungen und den Charakter des Kindes, einen Einfluß, den selbst ein Napoleon und Goethe anerkennen mußte. Nach der Familie kommt die Schule. Eine fanatische Priesterschaar bemächtigt sich des jugendlichen Menschen und leitet seinen Geist auf Irr- und Abwege. Die Einseitigkeiten des Berufes zerstören die Harmonie des menschlichen Geistes und verhindern eine allseitige Ausbildung aller geistigen und körperlichen Kräfte des Menschen. Später tritt der angehende Mann in das politische Leben; die Eigenthümlichkeiten des Staates in der bürgerlichen Gesellschaft prägen sich in seinem Charakter ab; die Literatur, die Kunst, die ganze Civilisation seines Volkes und Jahrhunderts arbeiten an seiner Ausbildung. Wenn nur der ausgebildete Mann, mit festem Willen, bestimmtem Berufe, unerschütterlichen Ueberzeugungen und einem ausgeprägten Charakter, ein Mann, wie er sein soll, sich betrachtet, und ein aufmerksames Selbststudium über sich anstellt: findet er nicht, daß er das Produkt von tausend verschiedenen Einflüssen und Eindrücken ist, und daß nicht der kleinste, unbedeutendste Gedanke seines Lebens frei ist von fremden Elementen? Jedes Buch, das wir gelesen, jeder Mensch, den wir gesprochen, jedes Ereigniß, das wir erlebt, hat irgend einen Einfluß auf uns ausgeübt, und bildet einen Theil unserer selbst, unserer Bildung, unserer Persönlichkeit, unseres Charakters. So ist jeder einzelne Mensch ein Produkt seiner Umgebung, und was er Freiheit, Selbstbestimmung, Selbstbewußtsein nennt, ist vielleicht nichts Anderes, als das Echo der vielstimigen Welt um ihn her, die ihn mit sich hinwegreift, ohne daß er es weiß und will.

Wenn wir den Menschen so betrachten, als ein Produkt von tausend Naturbestimmtheiten, von tausend Einflüssen der menschlichen Gesellschaft, können wir dann von menschlicher Willensfreiheit und Zurechnungsfähigkeit sprechen? Jeder Faden unseres Lebens scheint von fremder Hand gewebt; unsere Seele ist, wie eine Wachstafel, vollgeschrieben von äußeren Eindrücken, die täglich abwechseln und sich verändern; der Strom des Lebens rauscht darüber hinweg, tilgt die alten Eindrücke und ruft neue hervor, und das Schicksal spielt mit uns, wie mit einer Aeolsharfe, einem willenlosen Werkzeug. Wo bleibt da der freie Wille? Wo die Zurechnungsfähigkeit?

Und doch sehen wir trotz oder vielmehr wegen der vielfachen Einwirkungen der Außenwelt, der Abhängigkeit von der Natur und der Einflüsse der menschlichen Gesellschaft, daß die Individualität, die Ichheit eines Men-

schen, etwas ganz Bestimmtes, Unabänderliches, Positives ist, jeden Augenblick zu erkennen, nie sich verlängern, sich bei jeder Gelegenheit in der selben Art und Weise geltend machend. Alle Handlungen des Menschen tragen den Stempel dieser Individualität; überall kann man den Menschen daran erkennen; jeder, auch der unbedeutendste Mensch, hat seine Besonderheit, welche ihn von allen andern Menschen unterscheidet. Es ist nicht möglich, daß diese Individualität nur ein Produkt äußerer Umstände, der Natur und Erziehung ist; sie arbeitet sich von innen heraus; sie baut sich selbst ihre Form, und noch heute gilt das alte Sprichwort: Jeder Mensch ist seines Glückes Schmied. Jeder Mensch schafft sich selbst sein Dasein, seine Individualität, seine Persönlichkeit, seinen Charakter; trägt die Verantwortlichkeit für seine Handlungen, ist sich seiner Freiheit bewußt. Bei dem Einen freilich ist dieses Bewußtsein entwickelter, als bei dem Andern, aber überall liegt es dem menschlichen Wesen zu Grunde; selbst das Kind, das noch kaum sprechen kann, ist sich der Zurechnungsfähigkeit für seine Handlungen bewußt; es freut sich des Guten und fürchtet die Folgen böser Handlungen. Alles Räsonnement und Philosophiren kann uns über diese einfache Wahrheit nicht täuschen; wir tragen die Verantwortlichkeit unserer Handlungen, wir empfinden unsere Zurechnungsfähigkeit jeden Augenblick unseres Lebens; was wir Gewissen, Tugend, Moral, u. s. w. nennen, ist eben nur ein Zeichen davon, daß wir unserer geistigen Freiheit und Zurechnungsfähigkeit bewußt sind. Diese Ichheit, diese Individualität, diese Mischung von tausend verschiedenen Eigenschaften zu einer individuellen Form, dieser Kern unseres Lebens, der uns zu einer bestimmten, von allen andern Wesen unterschiedenen Persönlichkeit macht, können wir viell. icht nicht beweisen, nicht analysiren; (wir haben am Ende auch heute noch keinen andern Beweis für unsre eigene Existenz, wie den Schluß des Cartesius: "cogito, ergo sum," — „ich denke, darum bin ich,“) aber wir wissen ihn; er bildet den Hintergrund aller unserer Empfindungen und Gedanken. Die Elemente unseres Daseins, die einfachen, ursprünglichen Bestandtheile unseres Wesens können wir am Ende ebenso wenig analysiren, wie der Chemiker die Elemente der Natur; man muß sich hier mit einer einfachen Annahme begnügen. Wenn alle Wissenschaften, wenn selbst die Mathematik, die Astronomie, die Chemie gewisse Hypothesen als ihre allgemeinsten Basss annehmen muß, gewisse Grundsätze oder Grundkräfte, die vorausgesetzt, aber nicht nachgewiesen werden können, warum soll es dem Psychologen nicht erlaubt sein, eine Hypothese aufzustellen, deren Richtigkeit uns jeden Augenblick zum Bewußtsein kommt. Wir können diese Grundkraft des menschlichen Daseins mit einem allbekanntn und populären Namen *Egoismus* nennen, die einfache Beziehung auf Sich, die Ichheit, das Bestreben, in dieser Ichheit zu verharren (*animus in suo esse perseverandi*, wie Spinoza sich ausdrückt), die Neber-

stimmung des Menschen mit sich selbst. Der Egoismus hat in der moralischen Welt eine ebenso allgemeine Bedeutung, wie die Schwere in der physiologischen; er ist in jedem Individuum thätig, in dem erhabensten, wie in dem niedrigsten Wesen. Jedes lebende Wesen hat das Bestreben, sich in seiner individuellen Organisation, in seiner persönlichen Integrität zu erhalten; ohne dasselbe würde gar keine Persönlichkeit möglich sein; dieses Bestreben nennen wir Egoismus.

Dieser Egoismus formt aus dem Material, mit welchem die Natur und die Gesellschaft den Menschen ausgerüstet hat, die bestimmte Individualität; er vereinigt die natürlichen Anlagen, Fähigkeiten, Racen-, Alters-, Geschlechtsbestimmungen, die Kenntnisse, Erfahrungen, Erlebnisse u. s. w. zu einem Ganzen, zu einer Persönlichkeit; er begründet den Zusammenhang und die Einheit zwischen den vielfach verschiedenen Eigenschaften des Menschen. Wir haben also drei Faktoren, deren Produkt der Mensch ist, nämlich die Natur, die Menschheit und den Egoismus. Der Egoismus ist die natürliche Reaktion gegen die Einwirkungen der Natur und der Menschheit; er hebt die Bestimmungen der Natur und die Einflüsse der Gesellschaft vielfach auf, und setzt an die Stelle derselben die geistige Freiheit.

Die Anthropologie zeigt uns, in welchen Fällen und bis zu welchen Grenzen sich der Mensch von den Naturbestimmtheiten losmachen kann. Die klimatischen und Zonenverhältnisse sind für den Menschen nicht mehr bindend; es leben Menschen im äußersten Norden, an der Grenze alles Lebens, und unter der glühenden Sonne des Aequator. Der nationale Typus wird immer mehr und mehr verwischt; Leute, die auf dem Gipfel der gegenwärtigen Cultur stehen, z. B. einen Alexander von Humboldt, kann man fast gerade so gut für einen Franzosen oder Briten halten, wie für einen Deutschen. Sogar die Racenunterschiede fangen an, sich zu mildern und zu verschmelzen. Die Naturbestimmtheit des Geschlechtes ist bei den cultivirten Völkern auch nicht mehr absolut und zwingend, wie im Alterthume oder bei den orientalischen Nationen; die Frauen befreien sich von ihrer Unmündigkeit jeden Tag mehr, während die Männer sich zu staurhafteren Sitten bequemen. Von der Naturbestimmtheit der Temperamente spricht man kaum mehr.

Man sieht der Mensch kann in vieler Beziehung die Bestimmungen der Natur mildern und umgehen; er kann sich „frei“ von natürlichen Einflüssen machen. Die natürlichen Bedürfnisse des Schlafens, Essens u. s. w. lassen sich wenn auch nicht abschaffen, doch modifizieren; es ist hier immerhin dem Menschen ein gewisser Spielraum gestattet, innerhalb dessen er sich frei bewegen kann. Die großen Erfindungen auf industriellem und technischem Gebiete haben dem Menschen manchen Sieg über die Natur verschafft, und dadurch den Menschen in gewissem Grade frei von natürlichen

Einflüssen gemacht. Wie die Natur rings um ihn her, so kann der Mensch auch seine eigene Natur verbessern und veredeln; der Mensch hat nicht seinen Körper willens von d. r Natur zum Geschenk erhalten, sondern er hilft selbst mit an dem Baue desselben; die Ichheit, die Individualität des Menschen formt den Schädel und das Antlitz; der denkende Mensch hat ein ganz anderes Antlitz, als der gedankenlose. Das Selbstbewußtsein des Menschen reagirt gegen die Einwirkungen der Natur, und wie die Natur Macht über den Menschen hat, so sucht der Mensch Macht über die Natur zu gewinnen.

Ebenso findet auch eine Reaktion gegen die Einflüsse der menschlichen Gesellschaft statt; der Mensch sucht die Eindrücke, welche die menschliche Gesellschaft auf ihn macht, zu mildern und sich von den Fesseln der Überlieferungen, des Volksglaubens, der Gewohnheit und Sitte zu befreien. Jedes Jahrhundert strebt darnach, die Vergangenheit von sich abzuwälzen; Jeder Mensch sucht der öffentlichen Meinung seine individuelle Überzeugung entgegenzusetzen. Die Ichheit, der Egoismus des Menschen empört sich gegen hergebrachte Vorurtheile; neue, fuhre Gedanken treten auf und beweisen die Fr. ih. it des Menschen von dem Banne der Gewohnheit und der Überlieferung. Mögen auch falsche Einflüsse bei der Erziehung und Bildung vorgewalzt haben; es gelingt dem Menschen sich von den Wirkungen derselben frei zu machen; das Geschwätz der Priester und die Währchen der Ammen verlieren sich aus seinem Gedächtnisse, und der Schüler steigt auf die Schultern seiner Lehrer zu neuen Erkenntnissen empor. Der große Fortschritt, den wir in allen Gebieten der Wissenschaften finden, die Neuerungen in der Politik, Religion, di. fuhre Verwerfung von früher gefeierten Autoritäten: alles dies beweist uns die Spontaneität, die Selbstständigkeit, die Freiheit des menschlichen Geistes. Der Mensch ist nicht nur ein Produkt der ihm umgebenden Verhältnisse, der Natur und der menschlichen Gesellschaft, sondern auch ein Factor derselben; die Wirkungen, die er von der Natur und Menschheit erleidet, beantwortet er durch Wirkungen, die er auf dieselben ausübt; so ist das Leben des normalen und gesunden Menschen ein Verhältniß der Wechselwirkung, ein Austausch zwischen Nothwendigkeit und Fr. iheit.

Wir haben kurz die verschiedenen Elemente angegeben, aus denen menschliches Leben und menschliche Handlungen bestehen. Um also wieder auf unser spezielles Thema zu kommen, auf die Willensfreiheit und Zurechnungsfähigkeit, so müssen wir bei jeder einzelnen Handlung, die unserer Prüfung vorliegt, fragen: Wie viel kommt davon auf Rechnung der Natur? Wie viel auf Rechnung der menschlichen Gesellschaft? Der Rest kommt auf die Verantwortlichkeit des Individuums selbst. Dieser Rest mag in dem einen Falle größer, in dem andern geringer sein, kann oft auch ganz wegfallen, — z. B. bei vollständiger Geistesabwesenheit; in den meisten Fällen aber wird er groß genug sein, um den Begriff Zurechnungs-

fähig zu rechtfertigen. Wenn der Richter also einen Criminafall zu beurtheilen hat, so wird er zuerst die natürlichen Ursachen des Verbrechens untersuchen. Füret er, daß die Hauptursache oder ein Theil der Ursachen in einer Naturbestimmtheit, z. B. in sexualen Verhältnissen, in der zu großen Ingend des Verbrechens, oder in abnormen Bildungen, in Blödsinn, Wahnsinn u. s. w. liege, so wird er entweder auf absolute oder partielle Unzurechnungsfähigkeit schließen. Dann wird er einen Blick auf die Erziehung des Individuums werfen; er wird seine Familienverhältnisse untersuchen, die Religion berücksichtigen, die Kenntnisse prüfen, um beantworten zu können, ob und in welchem Grade und Maße sich die menschliche Gesellschaft eine Pflichtverleugnung an dem Individuum haben zu Schulden kommen lassen. Zur diese Folgen der mangelhaften Erziehung kann natürlich das Individuum nicht bestraft werden. Wenn diese beiden Verhältnisse untersucht sind, dann kann man die Schuld des Individuums berathen, ohne in Gefahr zu kommen, einen ungerechten und harten Urtheilspruch zu fällen. Wo ein menschenfreundlicher Richter und eine humane Jury richtet, ist dies Verfahren bisher auch schon beobachtet worden, wenn es auch noch in keinem Gesetzbuche vorgezeichnet ist; eine allgemeine gesetzliche Befolgung dieses Verfahrens wird eine Wiedergeburt des Criminalrechtes zur Folge haben. Es liegt auf der Hand, daß durch ein solches Verfahren die Grenzen der menschlichen Zurechnungsfähigkeit sehr beschränkt werden, und daß ferner die Fortschritte der Naturwissenschaften und der Philosophie, die Fortschritte in der Kunst, den Menschen zu erkennen, eine Veredlung und Reinigung des Criminalrechtes zur Folge haben werden; aber je vollendet die körperliche Organisation und die gesellschaftliche Erziehung des Menschen sein wird, desto größere Ausdehnung wird auch das Gebiet menschlicher Zurechnungsfähigkeit gewinnen.

Wir schen also, wie das Maß menschlicher Willensfreiheit und Zurechnungsfähigkeit sich nicht absolut bestimmen läßt, sondern jedem einzelnen, individuellen Falle angepaßt werden muß. Man kann wohl von keiner einzigen menschlichen Handlung sagen, daß sie absolut frei oder unfrei sei; die meisten Handlungen sind ein Gemisch von Freiheit und Unfreiheit. Die einzelnen Bestandtheile unserer Handlungen mögen Nothwendigkeiten, Naturbestimmtheiten sein, aber das Zusammentreffen derselben, die Verbindung derselben ist nicht gerade immer nothwendig, sondern oft zufällig und willkürlich. Wenn ein Räuber ein Haus anzündet, und dadurch einen Menschen tödtet: so mag hierbei jedes einzelne Element der Handlung in einer Naturnothwendigkeit bestehen; die ganze That kann aber doch eine freiwillige Handlung sein. Die ränberische Organisation des Menschen mag das Produkt des Temperaments und der Erziehung sein; es ist ein Naturgesetz, daß, wenn man eine Flamme an brennbare Stoffe bringt, dieselben verbrennen; ferner, daß wenn ein Mensch Brand-

wunden von gewisser Beschaffenheit erhält, er sterben muß. — Wir haben hier verschiedene Nothwendigkeiten und Naturgesetze. Aber das Zusammenfügen dieser verschiedenen Nothwendigkeiten und Naturgesetze bildet eine freiwillige Handlung, für welche der Brandstifter verantwortlich ist. Nehmen wir ein anderes Beispiel. Von dem Dache eines Hauses fällt ein Stein und tödtet einen vorübergehenden Menschen. Daß der Stein losgelöst wurde, mag eine nothwendige Folge des Alters des Hauses und des heftigen Windes sein. Daß er auf die Erde fällt und bei seinem Hinunterfallen eine vergrößerte Geschwindigkeit annimmt, ist eine Folge des Gesetzes der Schwere. Daß die Wunde, welche der Stein in dem Schädel des Menschen machte, absolut tödtlich ist, röhrt aus dem Baue des menschlichen Schädels und der Schwere und Geschwindigkeit des fallenden Steines her. Dies sind also Alles nothwendige Verhältnisse. Aber das Zusammentreffen dieser Verhältnisse ist zufällig; dafür läßt sich keine Nothwendigkeit und kein Naturgesetz auffinden; dies kann kein Mathematiker berechnen. Und was der Zufall in der Natur, das ist die Willkür im menschlichen Leben. Wir verbinden eine Menge nothwendiger Verhältnisse in unserem Leben auf eine willkürliche Weise. Wenn wir gehen, so bewegen wir uns nach den Gesetzen der Nothwendigkeit, nach der Construktion unseres Körpers, der Stärke unserer Muskeln, der Einrichtung unseres Gehapparates; wir können nicht mit dem Kopfe marschiren, sondern müssen uns dazu der Beine bedienen. Aber wohin wir gehen wollen, ob wir schnell oder langsam, hüpfend oder schleichend gehen wollen, dies hängt mehr oder weniger von unserer Willkür ab. So ist es mit allen andern körperlichen Funktionen. Innerhalb des großen Gebietes der Nothwendigkeit und Naturbestimmtheit ist uns ein großer Spielraum der freien Wahl gelassen, und es könnte wohl keinen größeren und unsinnigeren Pedantismus geben, als alle die Kleinigkeiten des täglichen Lebens dem Gesetze der Nothwendigkeit unterzuordnen. Wir erinnern an die Anekdote von jenem pietistischen Priester in Elberfeld, der im Zustande der Betrunknenheit vor einer Brücke ohne Geländer stand, und seinen Zweifel, ob er dieselbe glücklich passiren könne, damit hob, daß er sagte: „Wenn Gott will, daß ich in's Wasser falle, so geschehe sein Wille.“ Die Natur selbst verfährt nicht immer nach den Gesetzen der Nothwendigkeit. Daß hier in Amerika die Maikäfer grüne, in Europa braune Flugeldecken haben, dafür wird wohl kein Naturforscher ein Naturgesetz auffinden, und es aus den klimatischen, atmosphärischen u. s. w. Verhältnissen ableiten wollen. Man spricht von „Spielarten“ der Natur, und dies beweist schon zur Genüge die hier ausgesprochene Ansicht, daß es auch in der Natur Willkür und Zufall gebe.

Was in den niederen Gebieten des menschlichen Lebens und bei den körperlichen Funktionen die Willkür ist, das ist in den höheren geistigen

Gebieten die Freiheit. Das Material der Freiheit besteht aus Nothwendigkeiten; die einzelnen Bestandtheile freier Handlungen und Schöpfungen mögen n. thwendige Verhältnisse sein; aber die Zusammensetzung, die Anordnung und Verwendung derselben ist ein Akt menschlicher Willensfreiheit. Um ein Beispiel der höchsten und freiesten Thatigkeit des Menschen anzuführen: der Dichter ist bei der Ue fassung seiner Tragödie von vielen Nothwendigkeiten beherrscht; die Regeln der Sprache, das Versmaß, die Gesetze der Aesthetik müssen beobachtet werden; aber diese Gesetze und Regeln sind gewissermaßen nur die Typen, welche die ordnende Hand des Dichters zusammenfügt; bei dieser Handlung des Zusammenfügens selbst aber läßt sich kein Naturgesetz, keine Naturnothwendigkeit nachweisen; dies ist eine freie That des Dichters. Der Baumeister, welcher ein Haus baut, hat natürlicherweise eine Menge physikalischer und mechanischer Gesetze, ästhetischer Regeln u. s. w. zu beobachten, aber dennoch einen großen Spielraum freier Wahl und Entschließung, innerhalb dessen Grenzen er zeigen kann, ob er ein Mann von Schönheitssinn, von Geschmack, von Kenntnissen ist, oder nicht. Dasjenige, was man in der Kunst, Wissenschaft, Literatur originell und produktiv nennt, ist das Produkt der freien Entschließung des Menschen, eine individuelle That, und wenn man dabei eine gewisse Geschmäcklichkeit und Nothwendigkeit bemerkt, so wird man diese Nothwendigkeit gewiß nicht mit der Naturnothwendigkeit, welche uns zum Essen und Schlafen zwingt, verwechseln. Es gibt eine Nothwendigkeit, ein Gesetz, welches das Produkt unserer eigenen freien Entschließung ist; wir können unseren freien Willen zum Gesetz verdichten; wir können unseren Neigungen und Bestrebungen eine solche Kraft geben, daß wir von ihnen überwältigt und beherrscht werden: — unsere Überzeugungen, das Produkt unserer eigenen freien Einsicht und Erkenntniß, sind am Ende das absolute und zwingendste Gesetz, das wir anerkennen und dem wir folgen. Aber schließt eine solche Geschmäcklichkeit und Nothwendigkeit nur im Mindesten den Begriff menschlicher Willensfreiheit und Zurechnungsfähigkeit aus? Wenn wir uns selbst Gesetze auflegen, wenn wir eine innere Nothwendigkeit als die Triebe unserer Handlungen anerkennen; wenn wir gewohnt sind, unseren Überzeugungen zu folgen: so ist dies gerade ein Beweis für die Stärke unsres Eigenwillens, grade ein Beweis für eine tüchtig organisierte Persönlichkeit. Wer war freier, als Luther auf dem Reichstage zu Worms, wo er sagte: „Hier steh' ich, ich kann nicht anders!“ Wir nennen den Mann und den Staat frei, welcher keinem andern Gesetze gehorcht, als das er sich selbst gegeben hat. Diese Freiheit ist allerdings selbst eine Nothwendigkeit; es ist nothwendig, daß der Mensch frei sei, daß er sich nicht durch fremden Zwang, sondern durch seine eigenen Überzeugungen leiten lasse. Aber die Erfüllung dieser Nothwendigkeit ist grade die That der Freiheit. Es steht in der Wahl des Men-

sch'en, diese Nothwendigkeit nicht zu erfüllen, unfrei zu sein, sich unter fremde Vorurtheile und Gewalten zu bringen; wir sehen leider jeden Tag, wie viele Leute diese Freiheit der Wahl kennen. Wie Manchen ist es unangenehm und lästig, Ueberzeugungen zu haben; wie Mancher scheut das Nachdenken; wie Mancher findet sein Behagen darin, der großen gedankenlosen Menge nachzulaufen. Das Denken, die geistige Selbstständigkeit, die persönliche Freiheit ist vielen Leuten ein unbequemes Ding; sie schwören auf die Werte ihres Meisters und bezahlen einen Priester zur Bewachung ihres Gewissens. Wir sehen schon daran, an der Herrschaft der Priester und Dogmen, daß die Leute die Wahl haben, frei oder unfrei zu s. in. Diese Wahl haben sie selbst im Gefängniß, selbst unter der Herrschaft der russischen Knute; denn diese Freiheit beruht nicht auf äußern politischen und socialen Zuständen, sondern auf freier Entschließung, auf einem Urteile des Selbstbewußtseins. So sehen wir in Deutschland mehr freie Leute, als in America, weil dort die Menschen weniger den Verurtheilen nachgehen, und in geistiger Beziehung selbstständiger sind, wie hier. Je entwickelter die Organisation eines Menschen ist, desto größer ist die Reaction des Egoismus gegen die Naturbestimmtheiten und die Einflüsse der menschlichen Gesellschaft; der Mensch will nicht nur ein Product der ihn umgebenden Verhältnisse, sondern seiner eigenen geistigen Thätigkeit sein; er will Ich sein und sich selbst angehören.

Der Mensch ist in einer fortwährenden Entwicklung begriffen, bei welcher ein innerer Drang und äußere Umstände mitwirken. Viele Zweifel stoßen ihm auf, und wenn auch Erfahrungen und die Lehren anderer Menschen Manches zur Lösung beitragen, der Mensch muß doch am Ende selbst und allein entscheiden. Verschiedene Pläne, Aussichten und Berufsarten bieten sich ihm dar, in Bezug auf welche er volle Wahlfreiheit hat. Die Fabel von Herkules am Scheidewege ist gewiß kein aberwitziges Märchen; jeder Mensch hat sie schon in vollem Ernst durchgelebt; jedem Menschen bot sich schon ein Entweder—Oder an, das er nach einem Ermessn entscheiden konnte, und welches über sein Leben entschied. Je reifer und fertiger der Mensch wird, desto weniger Zweifel bieten sich ihm dar; desto mehr schwindet die Willkür des Handelns; desto mehr tritt das Gesetz der inneren Nothwendigkeit und Vernünftigkeit in Kraft. Der fertige Mensch, mit ausgeprägtem Charakter, mit festen Ueberzeugungen, mit reisen Ansichten, denkt, will und handelt nicht anders, als er muß, vermöge seiner geistigen Organisation; aber dies Müssten, dieser moralische Zwang, dieser kategorische Imperativ hebt nicht die geistige Willensfreiheit und Berechnungsfähigkeit auf; der Mensch ist selbst ein Schöpfer der Gedankenwelt, welche ihn bestimmt und leitet; die Ueberzeugungen, von denen er beherrscht wird, sind das Produkt seiner eigenen geistigen Thätigkeit; die Organisation, vermöge deren er so und nicht anders handeln muß, ist durch

den eigenen freien Willen hervorgebracht. So durchdringt sich Freiheit und Notwendigkeit wechselseitig, und wo die Identität beider am Vollkommensten ist, da steht die Persönlichkeit des Menschen auf der höchsten Stufe. Das Gesetz, als Produkt unseres eigenen Willens, die Notwendigkeit, als die Folge unseres eigenen Denkens: dies ist die wahre menschliche Freiheit, und durch sie wird der Mensch wahrhaft eine Persönlichkeit, eine selbstständige, von allen andern Organisationen unterschiedene Individualität.

Um kurz unsere Auffassung zu wiederholen: wir betrachten die menschlichen Handlungen und die menschliche Organisation selbst als ein Product der Natur, der Menschheit und der Ichheit, und glauben bei der Beurtheilung einzelner Handlungen und Individuen alle drei Faktoren in Betracht ziehen zu müssen. Die Frage der Berechnungsfähigkeit und Willensfreiheit ist daher keine logische, sondern eine factische; ihre Beantwortung ist nicht von einem philosophischen Systeme, sondern von den jüdermal vorliegenden Thatsachen abhängig.

Fortschritte in der Mechanik.

(Aus der „New-York Tribune“.)

In neuerer Zeit war in New-York eine Maschine von geringem Umfang ausgestellt, in Bau und Wirkung von einer Dampfmaschine den Anschein nach nicht sonderlich verschieden, aber mit einer beträchtlich größeren Kraft, welche man durch Anwendung einer besondern Flüssigkeit, des Doppelschwefelkohlenstoffes, hervorbringt. Vielfache und zahlreiche Versuche schienen den unzweifelhaften Beweis zu liefern, daß diese bisher bedeutungslose Flüssigkeit, welche in beliebiger Menge erlangt wird, wenn man Schwefeldämpfe durch glühende Holzfohle streichen läßt, die lange gesuchte Eigenschaft besitzt, sich in Dämpfe von einem gegebenen Umfange auszudehnen und auf diese Weise eine gegebne Menge mechanischer Kraft zu erzeugen, ohne so viel Hitze zu erfordern, als zur Erlangung derselben Menge Wasserdampf nöthig wäre. Dies wird dargesthan dadurch, daß man die Maschine abwechselnd mit Dampf und mit Schwefelkohlenstoff arbeiten läßt (wobei Sorge getragen wird, daß keine Hitze von einem zum andern übergeht) und die in beiden Fällen bei demselben Feuer und demselben Kessel entwickelte Kraft vergleicht. Das Ergebniß fällt in allen Fällen unabänderlich und unzweifelhaft zu Gunsten der neuen Flüssigkeit aus, wie sie in dieser besondern Maschine und unter diesen besondern Verhältnissen angewendet wird. Eine größere Maschine von sechs Pfundkräften

war eine Zeitlang in einem andern Theile des Staates New-York in Thätigkeit und lieferte dasselbe Resultat; indeß können wir von denselben nicht mit derselben Gewissheit sprechen.

Die jetzt ausgestellte Maschine hat die Form eines gewöhnlichen horizontalen Cylinders bei einer stehenden Dampfmaschine, mit einem Durchmesser von zwei und ein Viertel Zoll und vier Zoll Spielraum für den Kolben. Sie ist versehen mit einer gewöhnlichen kurzen Klappe, wie bei den Lokomotiven; der aufrechtstehende röhrenförmige Kessel wird durch eine Spiritusflamme geheizt; die Dämpfe, gleichviel ob von Wasser oder Schwefelkohlenstoff, werden in einer durch ein Gefäß mit kaltem Wasser laufende gewundene Röhre verdichtet. Widerstand wird hervorgebracht durch einen Reibungskolben, und die Zufuhrpumpe ist mit Hähnen versehen, so daß man Wasser oder Schwefelkohlenstoff allein oder eine Mischung von beiden in den Kessel lassen kann. Man hat gefunden, daß die Maschine bedeutend rascher und kräftiger mit Schwefelkohlenstoff, als mit Wasser arbeitet. Wie viel der Gewinn betrage, müssen genauere Versuche noch nachweisen; die Thatsache, daß ein Gewinn erzielt wird, ist über allen Zweifel hinairis festgestellt.

Wurde die Maschine eine Zeitlang mit vermehrter Kraft durch den Schwefelkohlenstoff in Bewegung gesetzt, so kann man sie mit derselben Geschwindigkeit durch Wasserdampf treiben lassen, ohne Unterbrechung der Bewegung, wodurch bewiesen wird, daß die Thätigkeit ohne Verlust der vorher im Wasser enthaltenen Wärme vor sich geht. Da der Schwefelkohlenstoff um Vieles flüchtiger ist, als Wasser, so bedarf es großer Sorgfalt, den für die erstere Flüssigkeit erforderlichen Hitzegrad zu erhalten; doch hat dies keine Schwierigkeiten.

Lange hat man nach einem Stoffe gesucht, welcher mit einem geringeren Aufwand an Hitze als Wasser sich verflüchtigt. Wenn man auch Wasser oder irgend eine andere Flüssigkeit leicht bis zum Siedepunkte erhitzt, so ist doch eine bedeutende Vermehrung der Hitze erforderlich, um den Übergang in die Dunstform zu bewerkstelligen. Alkohol, Aether und andere Flüssigkeiten geben Dämpfe von größerer oder geringerer Ausdehnung als Wasserdampf, verschlingen aber dabei auch eine verhältnismäßig größere oder geringere Menge Hitze, so daß man das Gesetz aufgestellt hat, der Umsfang irgend eines Körpers in Dunstform sei der verbrauchten Hitze proportional. Demgemäß wurde nichts dadurch gewonnen, daß man andere Flüssigkeiten an die Stelle des Wassers setzte. Gleichwohl haben sich zwei Stoffe als Ausnahmen von dieser Regel erwiesen, nämlich Quecksilber und Kohlensäure. Beide brauchen zur Verflüchtigung weniger Brennmaterial als Wasser, lassen sich aber trotzdem nicht gut anwenden, und zwar das erstere wegen der hohen Temperatur, welche seine Herstellung in Gasform erfordert (über 620 Grad Fahrenheit) und seine nachtheilige Wirkung auf

die Gesundheit der damit Arbeitenden; das andere wegen der sehr niedrigen Temperatur und dem großen Luftdruck, welche zu seiner Verdichtung nötig sind, wie auch wegen seines schädlichen Einflusses auf die metallischen Theile der Maschine und des Kessels. Das vorliegende Mittel verdunstet dagegen schon bei 108 Grad Fahrenheit und vermag im Verhältniß zu Wasserdampf dennoch eine fünf- bis sechsmal größere Kraft zu entwickeln, ohne andere bis jetzt wahrnehmbare Schwierigkeiten bei der Anwendung, wenn man nicht etwa den sehr unangenehmen, dabei aber unschädlichen Geruch dahin zählen will, den Schwefelkohlenstoff entwickelt.

Man muß, um Verwirrungen vorzubürgen, dieses neue Prinzip von allen andern hoffnungsvollen Versuchen, Brennmaterial zu sparen, unterscheiden. Die calorischen Luftdruckmaschinen von Stirling, Erickson, Victor, Bennett u. A. beruhen auf einer andern Erfahrungswise, indem sie einfach dem Zuführrohr so viel seiner Hitze als möglich entziehen und sie nach dem Aufnahmerohr hinüberleiten. Auch die zusammengesetzte Maschine du Trembley's, welche auf den Novelty Iron Works zu New-York 1852 ausgestellt war und noch jetzt auf einem französischen Dampfschiffe im Mittelmeer in Thätigkeit ist, folgt nicht der obigen Methode, sondern entzieht dem Ausgangsrohr der Dampfmaschine so viel Hitze als nötig ist, um Aether bei einer geringeren Temperatur zu verdunsten und damit eine zweite Maschine in Bewegung zu setzen. Die Wollenmaschine von Storms, auf welche wir unten zurückkommen, wirkt wieder nach einem andern Plan, indem sie Luft in den Dampf führt und so ein Bewegungsmittel erzeugt, welche dem Bedürfniß besser als Dampf entspricht. Sie hat aber trotzdem nur dann den Vortheil größerer Ersparniß für sich, wenn sie, wie die Techniker sagen, „in großer Ausdehnung getrieben wird.“

Den Dampf des Schwefelkohlenstoffs hat man noch nicht in irgend größerem Maßstabe auf die Probe gestellt; sollten weitere Versuche nachweisen, daß er denselben Gesezen wie der Wasserdampf folgt, so würde der praktische Werth dieser Flüssigkeit unberechenbar sein. Die erste Anwendung dieses Stoffs verdanken wir dem Amerikaner B. Hughes in Rochester, N.-Y.

William Mount Storms in New-York hat eine andere, nicht minder wichtige Entdeckung gemacht oder vielmehr eine neue Anwendung der Naturgesetze gefunden, wodurch die Wirksamkeit einer bestimmten Menge Brennmaterial in einer Dampfmaschine erhöht wird. Eine eigensgebildete Gesellschaft hat ausgedehnte Versuche mit dem von ihm angegebenen Verfahren angestellt, und eine nach seinem Plan eingerichtete Maschine von beträchtlicher Größe ist seit einigen Monaten in einer kleinen Gießerei und Maschinenswerkstätte in New-York in Thätigkeit. Das Eigenthümliche derselben besteht in der Mischung des gewöhnlichen Dampf.s mit kalter

Luft. Dab i ist näm'lch vorausgesetzt, daß das Wasser, außer den bekannten Aggregatzuständen Eis, Wasser und Dampf, auch noch in einem Zustande von bläsigem Dunst vorkommen, eine Form, welche dem Auge vertrauter ist als d'r durchsichtige Dampf, von der man jedoch nie ahnte, daß sie eine diesem gleiche oder gar höhere mechanische Kraft besitze.

Mittels einer oben oder in der Seite eines gewöhnlichen Dampfbehälters angebrachte Glasplatte kann man wahrnehmen, daß der in demselben befindliche Wasserdampf vollständig durchsichtig, unsichtbar ist. Läßt man kalte Luft zutreten, so entsteht in Folge ihrer verdichtenden Wirkung ein weißer wolkenähnlicher Dunst. Hierdurch wird, nach den Versuchen von Storms, die Ausdehnungsfähigkeit des Ganzen in sehr bedutendem Grade, unter günstigen Umständen um 75 Procent vermehrt, folglich auch eine entsprechend höhere Kraft der Maschine hervorgerufen. Wenn gewöhnliche Luft zusammengedrückt und bei gewöhnlicher Temperatur in ein Gefäß geleitet wird, welches unter demselben Druck befindlichen Dampf enthält, so wird ein Theil dieses Dampfes sich verdichten und in Wasser verwandeln, also den Druck vermindern; auf der andern Seite erhitzt sich aber die Luft und dehnt sich demzufolge aus, vermehrt sonach den Druck. Man sollte meinen, Beides gleiche sich aus und so werde das Gleichgewicht, die ursprüngliche Druckkraft, wieder hergestellt. Die erwähnten Versuche zeigen statt dessen eine bedeutende Zunahme der Druckkraft, wenn der Unterschied der Temperatur groß genug ist. Der Dampf, wie er sich bildet, gibt in Verbindung mit eben so stark erhitzter Luft seine vermehrte Ausdehnungskraft. Es kommt also darauf an, Luft in einer Pumpe zusammenzudrücken und sie kalt in einen erhitzten Cylinder zu leiten.

Storms umgeht diese Mühe, indem er die Luft bei jedem Wärmegrade, welchen sie haben mag, sich mit dem Dampfe verbinden läßt und sie nachher abkühlt; er läßt nämlich die Luft warm oder kalt in den Dampfbehälter eintreten und die Wolkenbildung durch Ausdehnung vor sich gehen. Hierbei werden der Dampf sowohl, wie die Luft abgekühlt, aber in sehr verschiedenem Verhältniß. Wasserdampf unter einem Hochdruck von sechzig Pfund hat eine Temperatur von ungefähr 310 Grad Fahrenheit; in den doppelten Raum ausgedehnt, kühlte er sich ab auf 270 Grad; Luft kommt unter denselben Verhältnissen bis beinahe auf den Gefrierpunkt. Daher kann man leicht die Wolkenbildung in der Verbindung beider durch Ausdehnung zu Stande bringen. Um dies bei einer gewöhnlichen Maschine zu bewerkstelligen, wird eine doppelte Luftpumpe neben dem Cylinder angebracht und der Luft der Eintritt in denselben grade über der Klappe gestattet. Zunächst preßt die Pumpe nur die in ihr enthaltene Luft zusammen und dies machte die Einrichtung möglich, daß die Luft in demselben Augen lüke in den Cylinder tritt, in welchem dessen Kolben seine Thätigkeit beginnt. Die Pumpe selbst ist von kaltem Wasser umgeben und die

Luft mag bei ihrem Eintritt in den Dampfbehälter eine Temperatur von 180—250 Grad Fahrenheit haben.

Vergleichende Versuche, welche auf den Novelty-Works in ziemlich großem Maßstabe angestellt wurden, ergaben eine beträchtliche Ersparniß an Kohlen bei diesem Verfahren.

Wir können nicht umhin, neben diesen vielversprechenden und bedeutungsvollen Entdeckungen jenes Riesenwerk der Baukunst zu erwähnen, welchem sich ein Deutscher, Johann A. Röbling, ein dauerndes Denkmal auf amerikanischem Boden gesetzt hat; wir meinen die Hängebrücke über die Fälle des Niagara, über welche wir der „Buffalo Democracy“ folgende Notizen entnehmen:

„Diese Brücke, ohne Widerrede das größte und bedeutendste Werk menschlicher Baukunst, überspannt den Niagara in einer Höhe von 245 Fuß an einer Stelle des Stromes, wo denselben sonst noch Niemand überschritten hat. Ihre ganze Länge beträgt über 800 Fuß; dabei ist sie aber so wunderfest gebaut, daß ein ganzer Eisenbahnhzug in der Mitte nur eine Senkung von fünf und einem halben Zoll verursacht; selbst ein Frachtzug, welcher die ganze Länge der Brücke einnimmt, vermag mit einem Gewicht von dreihundert Tonnen diese Senkung nicht weiter als zehn Zoll zu bringen, und dies ist nur far ein geübtes Auge wahrnehmbar.“

„Bei aller Zierlichkeit, leicht und lustig, wie sie da hängt zwischen dem Himmel und der brausenden Fluth, ist dieses Werk von Menschenhänden fester, als der umliegende Boden, fester selbst, als die Felsen. Die Erschütterungen schnell fahrender Züge sind meilenweit im felsigen Boden zu spüren; einzelne Lokomotiven machen in Städten ganze Reihen von Steinhäusern erzittern; die Wasser des Cayugasee's gerathen bis über eine Meile von der Eisenbahnbrücke unter den Rädern des Expresszuges in Bewegung; auf der Niagarabrücke merkt der Fußgänger dagegen kaum eine Erschütterung von dem über ihm hinbrausenden Frachtzuge; die Landseite zittert nicht unter der schwersten Last; die unbedeutende Erschütterung der oberen Theile geht nicht über die Spitze der Thürme hinaus. Dies spricht mehr wie Alles für die Festigkeit und Dauerhaftigkeit dieses großartigen Werkes.“

„Die großen Seile, an mächtigen Steinen, welche bis zu 25 Fuß tief in die Felsen eingelassen sind, ankernd, können durch keine mechanische Gewalt aus ihrer Unbeweglichkeit gestört werden. Sie sind im Stande, ein Gewicht von zwölftausend Tonnen zu tragen, während die Brücke sammt allen unter gewöhnlichen Umständen darüber gehenden Lasten nicht viel über zweitausend Tonnen wiegt, so daß die Kraft der Seile fast sechs Mal so groß ist, als die Last, welche dieselben zu tragen haben. Der früher erhobene Einwand, daß die eintretenden Schwingungen die Tragfähigkeit beeinträchtigen würden, ist bei dieser Brücke nicht stich-

haltig; alle daher rührenden Befürchtungen müssen vor der Wirklichkeit verschwinden.

„Die Brücke hat sechshundertvierundzwanzig Hängstüzen, deren jede dreißig Tonnen zu tragen vermag, alle zusammen also neunzehntausend Tonnen, während die gewöhnlich auf ihnen ruhende Last kaum tausend Tonnen beträgt. Trotzdem ist noch die Last mittelst Gurten und Bändern geschickt vertheilt, so daß eine Lokomotive mit ihrem Gewicht nie auf einen Punkt, sondern auf eine Strecke von zweihundert Fuß drückt. Jedes Unglück durch Zerreissen an einer Stelle ist hierdurch verhütet.

„Die Ankerketten haben neun Glieder, jedes sieben, das letzte sogar zehn Fuß lang. Das unterste derselben besteht aus sieben Eisenstangen, von sieben Zoll Breite und ein und einen halben Zoll Dicke. Die Ankerplatte ist gegossenes Eisen, drei und einen halben Zoll dick, sechs Zoll breit und lang. Fast alles hierzu verwandte Eisen kam aus amerikanischen Werken; jeder Quadratzoll desselben hält eine Last von vier und sechzigtausend Pfund aus. In der Mitte, wo das Ende der Kette durchgeht, beträgt die Dicke der Ankerplatte zehn Zoll.

„Die Felsen, auf welchem der Bau an der New-Yorker Seite ruht, hat hundert Fuß Länge und siebenzig Fuß Breite bei einer Tiefe von zwanzig Fuß. Ein Kubikfuß desselben wiegt einhundertundsechzig Pfund, und besitzt eine Widerstandskraft von vierzehntausend Tonnen.

„Die Thürme haben vier Seiten, fünfzehn Fuß unten, acht Fuß oben breit. Der Kalkstein, aus welchem sie gebaut sind, hält auf jeden Quadratfuß eine Last von fünfhundert Tonnen aus. Zwei und dreißig tausend Tonnen würden den Gipfel der Thürme eindrücken; das größte Gewicht, welches auf sie fallen kann, überschreitet nicht sechshundert Tonnen. Jeder der diesseitigen Thürme wiegt viertausend Tonnen.

„Bier Seile halten das Ganze, jedes zehn Zoll im Durchmesser und zusammengesetzt aus sieben Strängen, deren jeder wieder aus fünfhundert und zwanzig einzelnen Drähten zusammen gewunden ist, so daß jedes Seil dreitausend sechshundert und vierzig Drähte zählt. Sie wurden an Ort und Stelle v^rserfertigt und mittelst Nöbling's eignen Patentmaschinen überzogen. Außer dem allgemeinen Ueberzug sind alle Drähte zweimal in Öl getränkt und angestrichen, zur bessern Sicherstellung gegen Rost. Fünfhundert Tonnen dieses Drathes lieferte England.

„Eine der merkwürdigsten Eigenthümlichkeiten der Niagarabrücke ist ihre besondere Elastizität. Kaum hat ein Zug die Brücke verlassen, so ist auch schon Gleichgewicht und Ruhe wieder hergestellt. Selbst von den stärksten Stürmen ist keine Beschädigung zu befürchten. Fest und dauerhaft hängt das Riesenwerk da, als wolle es der Ewigkeit trocken. Aber

eine schwache Seite hat es doch mit andern derartigen Bauten gemein: nichts ist nächst widrigen Winden für Hängebrücken gefährlicher, als darüber trabendes Vieh. Nach Röbling's eigner Versicherung könnte ein schwerer Zug, welcher mit einer Geschwindigkeit von zwanzig Meilen die Stunde die Brücke passierte, derselben nicht so viel Schaden thun, als zwanzig junge Ochsen im Trab. Dies oder in regelmäßigerem Tritt marschirende Truppenkörper sind die gefährlichsten Proben, denen man Brücken unterwerfen kann. Daher hat man auch an der Niagarabrücke sehr strenge Verordnungen gegen alle Unvorsichtigkeiten in dieser Art getroffen.

„Der ganze Bau kostet nur vierhunderttausend Dollars. In England wäre er wenigstens auf die zehnfache Summe gekommen. Es ist ein Werk, auf welches die Welt mit Bewunderung blickt, unübertroffen in beiden Erdtheilen, mit Recht der Stolz der Amerikaner, in deren Lande es entstand, aber auch der Deutschen, denn ein Deutscher stellte die ganze staunenswerthe Arbeit her, für sich selbst ein ewiges unvergängliches Denkmal.

H.

Die Reform-Partei in England.

(Aus der „New-Yorker Tribune.“)

Die Partei für Reform in der englischen Staatsverwaltung, welche einige Wochen lang so fest schließt, daß man sie hätte für tot halten können, hat sich aus ihrer Erstarrung wieder aufgerafft und, alle Kräfte zusammennehmend, versucht, in's Leben zurückzuföhren. Diesmal war die Scene von der Stadttauerne nach den besser angiehenden Brettern des Drury-Lane-Theaters verlegt, welches unglücklicher Weise als Geburtsort vieler der blasenartigen politischen Gesellschaften England's seit langen Jahren in bösen Ruf gekommen ist. Bei dieser Gelegenheit hatten die Leiter offenbar ihre ganze Kraft aufgeboten. Ein Stern erster Größe wurde vorgeführt in der Person des Herrn Layard, welcher zwar im Hause der Gemeinen bereits die Sache der neuen Partei vertheidigt und beinahe durchgeführt, aber, bis zu seinem Auftreten in Drury-Lane, sich vorsichtig von aller öffentlichen Bewegung und ihrem Treiben fern gehalten hatte. Thackeray spielte den stummen Zuschauer, Dickens war durch einen Brief vertreten. Morley, ein wohlhabender Gasthofbesitzer, welcher von den Amerikanern sehr patronisiert wird, und dadurch einige amerikanische Grundätze angenommen hat, übernahm den Vorsitz. Unter den übrigen Anwesenden suchen wir vergebens ein einsames Exemplar jener kaufmännischen Klasse, welche angeblich ihre Ladentische verließen und die fette Seite des

Lebens vergaßen, um dieser neuen Fahne zu folgen. Mit diesen Ausnahmen war Drury-Lane nicht unähnlich der alten Adullamhöhle, wo alle unzufriedenen Geister England's sich sammelten. Mehrere irische Mitglieder, wahnsinnig auf das Anstiften irgend welchen Unheils versessen, und einige verstimzte englische, welche sich jetzt für die rechten Leute hielten, hatten hauptsächlich die Platform besetzt. Selbst Charles Napier, welcher so nachlässig das baltische Meer während des ganzen letzten Sommers durchstrichen hat, und dessen Richtsthurei nach seinen hochnässigen Prahleien einen der Hauptpunkte bildet, auf die man sich zur Rechtfertigung dieser Bewegung stützt, hatte die kostliche Verwegenheit, zu erscheinen, und in seiner Person ein lebendes Beispiel der üblen Folgen des bestehenden Systems parlamentarischer Vormundung zu liefern, nach welchem Systeme, wie es wiederholt vorgekommen ist, renommirenden Prahlhänden und leeren Köpfen Aemter gegeben werden, welche nur dem erprobten Verdienst zukommen.

Die große Trouie in dem Gegensaß zwischen der Sache des Verdienstes und den Beweggründen der Leute, welche da sich herumdrängten, entging nicht dem scharfen Auge des Erforschers von Ninivah. Layard, wie alle geringen Politiker, kühn und unbedenklich, ist für die Zwecke der Leiter dieser neuen Bewegung ein nicht untauglicher Charakter. Seine rohe Energie und feste Entschiedenheit haben derselben ihre Hauptstärke gegeben und in ihrem Fortgange wird sie ihn aller Wahrscheinlichkeit nach zum Glück führen. Das Motto, welches einer der hervorragendsten und glücklichsten parlamentarischen Abenteurer, der verstorbene Sheil, allen amtersüchtigen politischen Lanzenknachten als Inschrift für ihre Banner empfahl: „Macht Euch selbst furchtbar!“ schwebt ihm beständig vor den Augen.

Mr. Layard suchte den Grund der Abwesenheit selbst eines einzigen Parteigenossen aus jener kommerziellen Classe, welche mit jeder Stunde mehr Übergewicht über die Aristokratie erlangt und mehr und mehr zur herrschenden Macht in England wird, darin, daß diese Leute jederzeit vorsichtig alle Möglichkeiten abwägen und sich nicht leicht bei irgend einem Unternehmen einlassen, bei welchem sie nicht gleich vom Anfangspunkte aus auch schon den Erfolg sehen. „Lasst uns erst Aussicht auf Erfolg haben,“ ruft Layard aus, „und wir werden die starke Mittelklasse, die fehingen Geschäftsleute, schaarenweise in unsre Reihen strömen sehen.“ Dies ist unzweifelhaft richtig in Bezug auf die politischen Parteien Englands. Während wir den Charakter und die Triebfedern der Leiter dieser Bewegung als einen Gegenstand von allgemeinem Interesse besprechen, sollten wir nicht an deren Erfolg verzweifeln, weil das Fahrzeug nur spärlich bespannt ist oder die eignnützigen Einflüsse, welche die Mehrzahl der Men-

schen regieren, dagegen sind, wenn nur die treibende Maschine gut ist und die Steuerleute genau ihr Reiseziel kennen. Alle großen Bewegungen zum Besten der Menschheit wurden noch von wenigen wackern und entschlossenen Männern begonnen. Wilberforce und Clarkson standen einst fast allein in dem Streben, die Kette den Sklaven im Westindien abzutreifen, und wurden selbst eine Zeitlang für wahnsinnig gehalten. Heute werden ihre Namen in jedem Lande nur unter Segenswünschen genannt. So wird es auch eines Tages in England mit diesen wackern Männern sein, welche trotz ähnlicher Schwierigkeiten beim Beginn die Sache so weit auf die Bahn des Sieges gebracht haben. Bei den ersten schwachen Bemühungen, die katholische Emancipationsbewegung, in's Leben zu rufen, fand sich der Befreier Irlands „in einer kleinen zu einem Buchladen gehörigen Stube zu Dublin mit nur fünf Männern um sich.“

In dieser Weise räsonniert Layard; aber er überzeugt uns nicht, und zwar deswegen, weil dieser neuen Bewegung ein bestimmter, den Sinnen des Volkes wahrnehmbarer Zweck fehlt, so daß sich auch nicht die Spur eines wirklichen Erfolges voraussehen läßt. England wird einfach auf die bestehenden Uebel hingewiesen und ersucht, sich davor zu hüten, aber man sagt nicht, wie. Die Presse fragt jetzt von einem Ende Englands bis zum andern: „Was bedeutet diese Reform in der Staatsverwaltung? Wir sehen die Uebelstände. Sie blenden uns die Augen und stinken uns in die Nase. Aber womit sind sie zu heben?“ Antwort: „durch den rechten Mann an der rechten Stelle.“ Lord Palmerston sagte in der letzten Parlamentsdebatte, sein Ministerium gäbe die allerbeste Illustration dieses Grundsatzes, denn die runden Leute säßen in den runden Löchern, die eckigen in den eckigen, was das Haus der Gemeinen mit überwiegender Mehrheit gebilligt habe. Layard meint nur, er und einige seiner Leute würden noch besser in die Löcher passen, und die Versammlung in Drury-Lane erklärt sich mit dieser Meinung von seinen Verdiensten einverstanden. Wer will zwischen den Gelehrten entscheiden? Sir Charles Napier, nachdem er von dem einen Ministerium bei Seite geschoben und von einem andern ihm ein Kommando verweigert worden, erklärt, daß er der geeignete Mann zur Führung der britischen Flotte sei und die Versammlung von Drury-Lane stampft Applaus. Wer wird die Frage entscheiden?

Die „London Times“ fühlt das Unpassende dieser Stellung und kommt deshalb mit dem Vorschlage heraus, das Verdienst auf die Probe zu stellen und eine öffentliche Prüfung entscheiden zu lassen. Aber das heißt wieder die Nebenflüsse angreifen, statt der Quelle, von welcher das Uebel herkommt. Nicht in den verwaltenden Händen, sondern in den regierenden Köpfen hat die Krankheit ihren Sitz. Nicht an den wackern Soldaten liegt der Fehler, sondern an dem unsäglichen General. Es ist aber nicht vorgeschlagen, den

Herzog von Newcastle oder Lord Palmerston oder Lord Panmure oder Lord Ellenborough einer Prüfung unterwerfen, um ihre respektiven Verdienste für das Kriegsministerium festzusezen, oder Sir Colin Campbell und Lord Raglan über Befestigungskunst und Artilleriewissenschaft zu eraminiren oder Sir Charles Napier und Sir Edmund Lyons über Schiffahrtkunde. Solch eine Prüfung, wie sie die „Times“ verschlägt hinsichts der rivalisirenden Verdienste der Fähnriche Smith und Brown, würde, so interessant sie auch wäre, schwerlich die ungeheuren Uebelstände und Ungerechtigkeiten, unter denen England seufzt, lindern. Vor einigen Jahren bestand einmal eine dem Anschein nach höchst wichtige Prüfung, welche alle jungen Leute bei ihrem Eintritt in die britische Armee und späterhin beim Austritt jedes höheren Grades durchmachen sollten. Aber wie die Prüfungen vor der Aufnahme in den geistlichen Stand oder in irgend ein andres Gewerbe in England ist die ganze Geschichte, besonders für Bewerber aus der bevorzugten Classe, nichts als ein rosiges Phantasiebild. Die Früchte eines solchen Possenspiels kann man in der Krim sehen.

Diese örtlichen Mittel für Geschwüre, welche nur die natürlichen Ausbrüche einer tiefschenden inneren Krankheit bilden, sind an sich unwirksam und unnütz. Sie können nur geheilt werden durch einen fuhnen Schnitt bis in den Sitz des Unheils. So lange ein Haus, in welchem zur gesunden Thätigkeit irgend eines örtlichen Ministeriums eine Mehrheit für dasselbe erforderlich ist, in den Händen der ältesten Söhnen von Lords und das andere, in welchem das Ministerium eine Mehrheit haben muß, um nur existiren zu können, in den Händen von jüngeren Lordsohnchen ist, werden diejenigen, welche die Macht haben, auch die Stellen mit Leuten und in einer Weise besetzen, so gut sie eben können; bis jetzt thun sie das. Wenn „der rechte Mann auf die rechte Stelle“ kommen soll, müssen die Fußschemel des Kastengeistes und des ausschließlichen Vorrechtes, wonach man einen Unterschied macht zwischen Mann und Mann, und welche, indem sie die Macht in die Hände Weniger geben, auch die Stellen diesen anheimgeben, weggefegt werden. Wenn dies einmal gethan ist, wird das Verdienst schon an seine rechte Stelle kommen.

Insoweit diese kleinen Ströme, wie diese Bewegung für administrative Reform, tatsächlich die riesige Flut der Revolution, welche früher oder später saubernd daherschreiten wird, vermehren, heißen wir sie willkommen. Als individuelle Erscheinungen dagegen erwarten wir von ihnen durchaus keinen Erfolg.

Herr Heinzen

hat in den beiden letzten Nummern und besonders in No. 25 des „Pionier“ die „Atlantis“ in einer Weise besprochen, welche mich zu einer Erwiderung zwingt. Schon früher waren Ausdrücke im „Pionier“ enthalten, welche den Herausgeber der „Atlantis“ als einen Hunfer, einen blasphematischen Menschen u. s. w. bezeichneten; ich glaubte aber, solche Angriffe mit Stillschweigen übergehen zu dürfen. Auch diesmal werde ich Herrn Heinzen nicht auf das Gebiet des persönlichen Skandals folgen, da derselbe dort eine Notorietät ist, und ich ihm dort eine superiore Stellung nicht abstreiten will und kann. Aber Herr Heinzen hat mich in meiner Auffassung und Behandlung der amerikanischen Verhältnisse der Leichtfertigkeit, Inconsequenz und Unwahrheit beschuldigt, und da er dies durch vielfache Citate aus der „Atlantis“, die, aus dem Zusammenhange gerissen, allerdings widersprechend scheinen, bewiesen zu haben glaubt, so will ich auf diesen Punkt näher eingehen.

Es hat sich wohl jedem denkenden Beobachter der amerikanischen Zustände die Ansicht aufgedrängt, daß Amerika das Land der Widersprüche und Gegensätze ist. Drüben sind die verschiedenen Weltanschauungen, deren Kampf die Geschichte dieses Jahrhunderts bildet, durch eine große Kluft getrennt; der Despotismus und die Freiheit, die Religion und die Wissenschaft sind in getrennten Heerlagern u. in offenem Kampfe. Aber in Amerika mischen die Gegensätze sich untereinander; die verschiedensten Tendenzen vereinigen sich zu einer Partei, und selten ist es, daß sich Menschen und Zustände nicht selbst widersprechen. Die große Unreife und die schnelle Entwicklung dieses Landes vermehrt diese Widersprüche; auf dem Baume des amerikanischen Lebens sehen wir Knospen neben faulen Früchten. Der große Gegensatz zwischen dem, was dieses Volk und Land zu sein vorgibt und in der That ist, beunruhigt uns, und wir beurtheilen in der verschiedensten Weise die amerikanischen Zustände, je nachdem wir dieselben an und für sich, oder in Verbindung mit der Geschichte dieses Landes und im Hinblick auf dessen Zukunft und schnelle Entwicklung betrachten. Es scheint uns sehr bedenklich zu sein, in Amerika abstrakte, absolute, kategorische Urtheile zu fällen; die Verhältnisse dieses Landes sind flüssig und in steter Entwicklung begriffen, und jedes unbedingte Absprechen und abstrakte Urtheile wird sich im nächsten Momente als irrig herausstellen. Alle Dinge haben zwei Seiten; das merkt man besonders in Amerika. Man wird sich in Amerika über wenig freuen können, wenn man die Verhältnisse für sich nimmt, ohne Umstände, Bedingungen und Entwicklungen zu berücksichtigen. Dies abstrakte Urtheil scheint Herrn Heinzen eigenthümlich zu sein; er fasst eine Seite der Sache abstrakt auf, und

muß natürlich überall Widersprüche finden; deshalb scheint auch Herr Heinzen nicht das richtige Maß für amerikanische Verhältnisse zu haben. Seine Urtheile sind abstoßend und wegwerfend; er gibt keine Bindungen und Rücksichten zu; alle Verhältnisse werden nach einer eirnal zreditgemachten Schablone kritisiert. Daß die Verhältnisse dann nicht passen, versteht sich von selbst. Deshalb wird Herr Heinzen sich nie in Amerika glücklich fühlen, nie sich über amerikanische Verhältnisse freuen können.

Als Herr Heinzen früher in New-York weilte, schien ihm diese Stadt ein Sodom und Gomorrha zu sein, und seine Urtheile darüber waren im höchsten Grade wegwerfend und absprechend. Jetzt ist er nach New-York zurückgekehrt und der Westen hat eine Gedächtnissredn erhalten, welche auf eine frankhafte Gemüthsstimmung des Verfassers schließen läßt. Wo eben Herr Heinzen ist, da gefällt es ihm nicht; er hat ein merkwürdiges Talent, alle unangenehmen Seiten des Lebens, alle Schwächen der Menschen und Zustände herauszufinden. Wenn Herr Heinzen auf das Gute, Anerkennenswerthe, Hoffnungsvolle, Zukunftreiche, das in den hiesigen Verhältnissen liegt, nur die Hälfte der Aufmerksamkeit wenden wollte, welche er den Schwächen und Schlechtigkeiten widmet, so würden seine Urtheile gerechter werden. Dies hat die ganze literarische Laufbahn des Herausgebers des „Pionier“ bewiesen. Er liebt die persönliche Polemik und widmet derselben einen großen Theil seiner Thätigkeit. Aber seinem Urtheile begegnen immer nur die scheinbaren oder wirklichen Schwächen der Menschen; für die guten und edlen Seiten hat er kein Auge und Ohr. Um nur ein Beispiel zu erwähnen, so hat er den Fehltritt Kinkel's, — denn als einen solchen bezeichnen wir die Nationalanleihe und die damit verbundenen Maßregeln, — auf eine Weise ausgebeutet, die eben nicht von Gessmuth und Hochherzigkeit zeugt; die großen u. edlen Züge aus dem Leben des Dichters hat er in seiner Beurtheilung vergessen. Kinkel unterschied sich sehr von unsren andern liberalen Professoren dadurch, daß er es nicht mit R. densarten bewenden ließ, sondern als ein gemeiner Soldat sich in die Reihen der Freiheitskämpfer stellte, und wir unserenthalts möchten bei der Beurtheilung dieses Mannes lieber dieses Faktum, als das der Nationalanleihe, in den Vordergrund schieben. Wie hier, so zeigte sich Heinzen in seiner Polemik gegen Kossuth, Hecker, Struve, Dulton, kurz überall; er sammelt die Schwächen der Menschen und tauscht sich daraus seinen Thron.

Es verräth kein Gemüth, kein großes Herz, kein glückliches Temperament, wenn man sich immer zu derkehrseite der Menschheit hingezogen fühlt. Wollten wir mit eben so finstern Augen sehen und mit so bittern Worten urtheilen, wie Herr Heinzen, so würden wir sagen, daß jeder Mensch die Außenwelt nach seiner eigenen Individualität beurtheilt, daß jedes Urtheil eine subjektive Seite hat, und daß ein Mensch durch seine Beurtheilung Anderer den richtigsten Maßstab für die eigene Beurtheilung

gibt. Indessen wollen wir milder verfahren, und Herrn Heinzen von der günstigsten Seite kennen zu lernen suchen. Was Herr Heinzen in seinem Kampfe gegen die Sklaverei, so lange er in Amerika ist, geleistet hat, wie er einer verrotteten und verhunkerten Presse damals, als die deutsche Presse von Amerika durchweg noch auf dem Standpunkt der New-Yorker Staatszeitung stand, entgegengetreten ist: dies wird ihm immer einen der ehrenvollsten Plätze in der deutsch-amerikanischen Literatur sichern, und manche Schwäche in Vergessenheit bringen. Heinzen ist ein treuer Freund der europäischen Revolution und amerikanischen Reform, und wenn man heutzutage von einem Politiker sagt, er sei treu und ehrlich, so ist dies schon viel; so ist dies fast genug. Wenn wir unserem Grundsatz treu bleiben, bei der Beurtheilung der Personen auch immer die Verhältnisse zu berücksichtigen, so finden wir grade in der Art und Weise, wie Heinzen von den Leuten in Amerika behandelt ist, wenn nicht gerade eine Rechtsfertigung, so doch eine Erklärung seiner Sonderbarkeiten und Eigenthümlichkeiten. Eine versunkene, verdorbene Kunfterresse hat ihn seit Anfang seiner Laufbahn in einer Weise angegriffen und geschnäht, daß er auf das Neuerste gereizt und erbittert wurde. Mehr noch wie seine Feinde, scheinen ihm einige Freunde geschadet zu haben, die sich um ihn als den Vorkämpfer freier Ideen schaarten, und in ihrer Begeisterung alle Kritik und jedes Urtheil vergaßen, so daß sie sich Alles von ihm gefallen ließen, sich mit dem „in verba jurare magistri“ begnügten. Dadurch gewann ein Gefühl der Untrüglichkeit und Unfehlbarkeit die Ueberhand, das man eine Weile erträgt, welches aber auf die Dauer unangenehm wird, wie Sand in den Schuhen. Wenn ich persönlich Herrn Heinzen zugebe, daß ich Kritik und Polemik nothwendig habe, — eine selbstverständliche Sache bei einem Journalisten, — so wird mir Herr Heinzen zugeben, daß auch er der Kritik bedarf, und zwar einer unparteiischen und leidenschaftslosen Kritik, die von eben so viel Wohlwollen, wie Gerechtigkeit dictirt ist. Bisher waren diejenigen, welche über Herrn Heinzen schrieben, entweder seine erbitterten Feinde, oder seine unbedingten Anhänger, und von Beiden konnte er keine nützliche Kritik erwarten.

Herr Heinzen sagt, ich habe ihn mit Hohn behandelt. Nun, Hohn ist eine Waffe, mit deren Eigenschaften und Wirkungen Herr Heinzen zu genau vertraut ist, als daß ich widersprechen möchte. Um übrigens gleich auf die Sache zu kommen, — auf die Differenzen zwischen dem Pioneer und der Atlantis, deutsche Staaten und die Stellung des deutschen Elementes in Amerika betreffend, — so denke ich, daß grade die gegenwärtige politische Krise die beste Gelegenheit dazu gibt, zu zeigen, welch eine nothwendige Stellung die Deutschen in der amerikanischen Politik einzunehmen haben. Grade jetzt, wo der langgehoffte Parteiunterschied zwischen Sud und Nord in einfacher und entscheidender Bedeutung hervortritt, ist das deutsche Ele-

ment dasjenige, welches die Partei des Nordens von der puritanischen Bornirtheit befreien muß. Es drohen sich die Parteiverhältnisse so zu gestalten, daß auf der einen Seite die Sklavereipartei steht, sich auf die tiefsten Schichten des Volkes stützend, in traulichem Bündniß mit dem Katholizismus und dem Whiskey, — auf der andern Seite die Reformpartei mit aller Confusion von Freeoilern, Temperenzlern, Richtswissern und dergl. Können die wirklich liberalen Leute des Nordens, — zu denen diejenigen Deutschen gehören, welche Herr Heinzen in seinen deutschen Staat rufen will, — die Partei des Nordens nicht von ihren unreinen puritanischen Bewußtshungen reinigen, — dann ist ihre gegenwärtige Aufgabe verfehlt; dann können sie aber vielweniger einen deutschen Staat gründen. Die erste Aufgabe liegt viel näher und ist leichter zu erfüllen, wie die zweite. Herr Heinzen hat ja selbst seinen Plan, einen deutschen Staat zu gründen, vor der Hand auf eine Colonie für 50,000 D. beschränkt: dies scheint mir schon ein vollständiges Verzichtleisten auf den ursprünglichen Plan. Die Frage hat eine viel größere Tragweite. Die Gefahr ist da, daß Amerika sich in zwei Elemente scheide, in eine Gruppe von Sklavenstaaten mit der Barbarei, dem Faustrecht und dem Katholizismus des Mittelalters, und einem steifen, puritanischen, temperenzlerischen Norden, den die Bibelpaffen und Wasserheuchler beherrschen. Aber zwischen den Neu-England Staaten und dem Süden liegt noch ein anderes Land, der amerikanische Westen, mit einer vorzugsweise ackerbauenden Bevölkerung, mit mehreren Millionen Deutschen; hier muß die nördliche Politik einen andern Charakter gewinnen, als in Massachussets, und dazu müssen die Deutschen helfen. Dies ist eine leichtverständliche Aufgabe, und wir haben noch nicht alle Hoffnung aufgegeben, daß die Deutschen helfen, sie zu erfüllen. Aber Herr Heinzen liebt nicht den Westen; wir werden ihm deshalb diese Hoffnung nicht begreiflich machen können.

Grade in diesem Momente haben wir in Ohio ein Beispiel. Die deutschen Delegaten werden auf der republikanischen Convention vom 13. Juli verlangen, daß man die nativistischen Bestrebungen ausdrücklich zurückweise. Geht die Convention darauf ein, — wir haben leider Grund daran zu zweifeln, — so ist ein großer Schritt zur Bildung einer wahren, nördlichen Freiheitspartei geschehen. Ist das Gegentheil der Fall, so ist die Sache das nächste Mal mit erneuter Kraft aufzunehmen.

Herr Heinzen sagt, daß er nur deshalb deutsche Staaten haben wolle, um freie Staaten zu haben. Sollte aber dies nicht innerhalb der westlichen Staaten eher geschehen können, als in der Wildniß? Ich bin überzeugt, daß man mit weniger Geld, Eifer und Anstrengung in Ohio eine starke, freie Partei gründen kann, als fern im Westen eine Colonie von nur tausend Bauern.

Herr Heinzen belächelt es, daß ich von Amalgamiren verschiedener Völkerstämme gesprochen habe. Haben wir nicht Gelegenheit, vielfache

Beispiele davon in Europa zu schen? Sind nicht das Elsaß und Lothringen, die besten und kriegerischsten Provinzen Frankreichs, ein Produkt der Verschmelzung des deutschen und französischen Elementes? Kann man nicht Ähnliches im schweizerischen Jura, in Belgien u. s. f. sehen? Man braucht dabei nicht gerade an die Deutsch-Pennsylvanier zu denken, denn das deutsche Element, welches zu diesem Produkte verwendet wird, ist mit der heutigen Einwanderung doch nicht zu vergleichen.

Muß nicht in Amerika sich dieser Prozeß des Zusammenschmelzens verschiedener Nationalitäten im Großen vollziehen? Herr Heinzen erinnert an die Abneigung der heutigen Amerikaner, sich mit den Fremden einzulassen. Ist aber das Motiv der nativistischen Bestrebungen etwas Anderes, als etwa die Furcht der deutschen Bürgerschaft vor der Revolution, die Furcht jedes bornirten Menschen vor der Zukunft? Gerade in diesem nativistischen Gefühle ist die Ahnung enthalten, daß es bald mit dem spezifischen Amerikanerthume vorüber sein werde. Genug, ich kann mich statt jedes weiteren Argumentes einfach auf die Bemerkung beschränken, daß wenn die freien Deutschen in den Ver. Staaten die Macht und den Einfluß besäßen, der zur Bildung eigener Staaten nothwendig ist, daß sie dann diese Macht zehnfach wirkamer in ihren jetzigen Verhältnissen geltend machen könnten.

Nun, ich will nicht den „Schulmeister“ an Herrn Heinzen machen, wie er mir vorwirft; ich weiß, daß dies nicht möglich ist. „Ich bin nun 'mal so,“ sagt Sancho Pansa. Im Gegentheil, ich will recht gern Herrn Heinzen's Belehrungen annehmen, und mich seiner Kritik unterwerfen; ich denke, es wird wohl nicht so gefährlich ausfallen, und unter der Feuerprobe der Kritik noch ein Stück von mir übrig bleiben. Von vornherein, um zu zeigen, daß es mir Ernst ist mit der Reue und Bussfertigkeit, gebe ich zu, daß ein Vorwurf, den Herr Heinzen und sein Correspondent aus Newark mir macht, einigermaßen begründet ist, nemlich, daß Zuviel- u. Ueberzuvielerlei schreiben. Es wäre mir gewiß viel lieber, wenn ich monatlich nur einen Artikel zu schreiben hätte. Daß der Ruf eines Journalisten verflüchtigt, dies weiß Herr Heinzen selbst; auch Herr Heinzen muß über Mancherlei schreiben, das er nicht mit der gewünschten Ruhe und Gründlichkeit behandeln kann, trotzdem daß er seine Spalten oft mit Korrespondenzen, persönlichen Streitigkeiten und Wiederabdrück alter Sachen ausfüllt. Dies ist ein Fehler des Berufes, an dem alle Journalisten leiden. Der Seher braucht Manuscript, und man kann nicht erst Bibliotheken durchlesen, ehe man den Bogen fertig schreibt, zumal wenn man in einer Stadt lebt, wo keine Bibliotheken sind. Ich gebe übrigens Herrn Heinzen die Versicherung, daß ich auch über diesen Punkt so gut, wie möglich, hinwegzukommen suche.

Was die Bemerkung über Agassiz betrifft, so bin ich nicht der Erste, der sie gemacht hat. Da ich die Werke von Agassiz nicht zur Hand habe,

kann ich für den Moment nicht die Beweise für meine Behauptung wörtlich beibringen. Aber selbst wenn ich in dieser Einzelheit Unrecht haben sollte, glaube ich doch den Vorwurf, mit den Pfaffen Hand in Hand zu gehen, — wie er mir vom Newarker Dissector gemacht wurde, — einfach ablehnen zu müssen.

Hiermit scheint das Wesentlichste für diesmal abgemacht zu sein. Ich habe geglaubt, diesmal im Unterschiede von früheren Angriffen, welche mir von verschiedenen Blättern gemacht wurden, antworten zu müssen, und bin auch bereit, die Polemik fortzuführen, sobald objektive Fragen den Gegenstand der Debatte bilden. Ich gebe den Lesern der „Atlantis“ die Versicherung, daß sie keine Debatte in der „Atlantis“ sehen sollen, der Art, wie sie Herr Heinzen schon mehrmals hervorgerufen hat, daß ich immer ruhig bleiben werde. Herr Heinzen kann nicht größer und beleidigender werden, als er in dem letzten Artikel über die „Atlantis“ war; ich habe aber keinen Augenblick meine gute Laune verloren, und kann schließlich versichern, daß ich niemals so sehr aufgelöst war, Herrn Heinzen Gerechtigkeit für seine etwaigen Verdienste widerfahren zu lassen, wie heute.

Ohio-Politik.

Heute, am 13. Juli, erinnern wir uns lebhaft des vorigen Jahres, wo dieser Tag der Geburtstag der neuen republikanischen Partei war. An jenem Tage schienen die Früchte der Kansas- und Nebraskabill zu reifen; überall schaarten sich die Männer des Nordens zusammen, um der schnöden Rechtsverlelung sich zu widersetzen. In Michigan, Illinois, Wisconsin, Ohio und mehreren andern Staaten des Westens bildeten sich Staatsconventionen, in denen sich die verschiedenen Elemente der Opposition gegen die Nebraskabill zu einer neuen Partei, der republikanischen, vereinigten. Wir erinnern uns noch mit Vergnügen unserer damaligen Reise nach Madison, und unseres Aufenthaltes in der freundlichen Idylle Wisconsin's. Damals schien die Politik Amerika's endlich eine bestimmte Gestalt gewinnen zu wollen, und eine prinzipielle Entwicklung anzunehmen. Die Sklavereifrage, lange vertuscht und durch Compromisse aus der politischen Debatte entfernt, war durch den meineidigen Vertragsbruch der demokratischen Partei wieder in den Vordergrund der öffentlichen Diskussion getreten, und wurde zum Ausgangspunkte der politischen Bestrebungen und Parteiuungen gemacht. Dies war als ein großer Fortschritt zu betrachten, denn soll Amerika jemals seine geschichtliche Mission erfüllen, soll jemals dieses Land in seine Verfassung und Zukunft hineinwachsen, so muß die Sklaverei eingedämmt und zurückgewiesen werden. Es müssen die leitenden Grundsätze der Congresspolitik dem Norden angehören. Steht

die Frage einmal einfach zwischer Süd oder Nord, so ist sie zum Vortheil der Freiheit entschieden. Jeder Freund der Freiheit mußte deshalb die neue Parteibildung mit Genugthung und Befriedigung ansehen. Die Deutschen, welche jahrelang der demokratischen Partei angehört hatten, wohl mehr d s Namens, wie der Grundsäze wegen, wurden lebhaft von der neuen Bewegung ergriffen; in ihren politischen Ansichten und Bestrebungen war ein großer Umschwung und Fortschritt zu bemerken; viele ihrer Zeitungen rissen sich aus der alten Parteiaabhängigkeit los, und die freiinnigen Wahlen des letzten Herbstes sind zum Theile mit auf die Rechnung der Deutschen zu setzen. Nach allen Seiten war die Bewegung daher für uns sehr erfreulich, und wenn sie einen solchen Verlauf gewonnen hätte, wie sie angefangen, dann wäre es ein Vergnügen, sich mit amerikanischer Politik zu befassen.

Aber die grundsätzlichen Politiker im Süden, wie im Norden, versuchten, den graden, reinen Strom der Politik abzuleiten und zu trüben. Die nativistischen Bestrebungen traten auf, und nahmen für eine Zeit lang den größten Theil der politischen Bühne in Anspruch. Wir haben in einem früheren Artikel den Verlauf dieser Bewegung beschrieben. Das Ende derselben war eine Trennung zwischen südlichen und nördlichen Know-Nothings, welche dem Norden eine Fraction Nativisten überließ, die für sich nicht stark genug ist, eine Partei zu bilden und die Aemter zu erhaschen, aber durch ihre Vereinigung mit einer andern Partei dieser die Majorität sichern wird.

Wir haben schon früher bemerkt, daß die nativistischen Legion ihr politisches Glaubensbekenntniß in Bezug auf Sklaverei nach der Dertlichkeit richten. Im Süden sind die Know-Nothings Prosklavereileute, in den mittleren Staaten, Pennsylvania, New-York u. s. w. gemischt, in den Neu-England Staaten und dem Westen der großen Mehrzahl nach Anti-Sklaverei Leute.

Eine Combination der nördlichen Know-Nothings mit den Absolutisten, Free-soilern und allen Anti-Neb-aska Elementen der vorjährigen „republikanischen“ Partei scheint also sehr verfuhrreich für alle diejenigen Politiker, welchen der nächste Schritt mehr gilt, als das endliche Ziel, die bei ihren politischen Bestrebungen nur auf die nächste Wahl rechnen, denen es um die Aemter, nicht um die Grundsäze zu thun ist.

Unter diesen Umständen ist die nächste Staatswahl von Ohio und die republikanische Convention des heutigen Tages von entscheidend r Bedeutung. Wir sehen voraus, daß hier dem Strome der nördlichen Politik seine Richtung gegeben wird. Ohio ist immer ein Schwerpunkt der nördlichen Politik; diesmal aber kommen noch besondere Gründe hinzu, um Ohio zum Centrum der ganzen Bewegung zu machen. Pennsylvania ist für die nördliche Politik verloren; nirgend ist die Politik so gemein, nied-

trächtig, corrump't, wie in dem State, wo die Deutschen selbst zum Theile Richtswisser sind. Die Po it k von New-York ist durch eine andere Frage, die Temperenzfrage, abgelenkt. Auch in Illinois sind durch das Maine-Law und die nativistischen Bestrebungen vielfache Verschämungen in der Politik hervorgerufen. Wir hier in Ohio befinden uns in einer günstigeren Lage. Die Temperenzfrage, welche überall sonst so viel Unheil anrichtet, ist in Ohio einstweilen abgemacht; wir haben ein Gesetz, das auf einem Kompromisse zwischen den Temperenzlern und ihren Gegnern beruht, und obgleich wir dessen Constitutionalität stark bezweifeln, geben wir zu, daß es in der Praxis recht gut oper rt. Jedenfalls wird es bei der nächsten Staatswahl keinen Anlaß zum Hader geben. Die Stimmung zwischen den eingewanderten und eingeborenen Bürgern, ist, einzelne Städte, wie Columbus und Cincinnati ausgenommen, eine friedliche. Die deutsche Bevölkerung von Ohio ist der Mehrzahl nach freisinnig, und dies kann man auch von der Majorität der anglo-amerikanischen Bevölkerung sagen. Was aber das Wichtigste ist, der Staat Ohio zählt Staatsmänner, die frei von Fanatismus sich von freisinnigen Prinzipien und gerechten Ansichten leiten lassen, die durch ihre Vergangenheit bewiesen haben, daß sie krumme Wege und faule Kompromisse verabscheuen. Männer, wie Chase, Giddings, Wade sind doppelt wert in einer Zeit, wo um die Grundsätze geselscht wird, und die Bündnisse käuflich sind.

Die Frage ist für uns heute die: wird eine Combination zwischen dem free-soilistischen und dem nativistischen Elemente zu Stande kommen, oder nicht, und unter welchen Umständen und auf welche Bedingungen hin wird diese Vereinigung abgeschlossen werden?

Es wäre offenbar das Consequente und Entschiedenste, daß sich drei Parteien bilden, daß die Free-soilpartei die Richtswisser mit der Verachtung zurückstößt, welche freie entschiedene Männer einer zweidutigen, heuchlerischen, unfreien Politik zollen; daß die nördlichen Know-Nothings trotz ihres Anti-Sklaverei Geschräges allein stehen bleiben, und die Free-soiler sich durchaus auf kein Kompromiß mit ihnen einlassen. Es würden dann drei Parteien sein: die Demoraten, die Free-soiler, die Richtswisser; und es ist unschwer zu errathen, daß in diesem Falle der Demokratie der Sieg zufallen würde. Jubelte ja schon neulich der „Plain Dealer“, das hiesige Postmeister- und Administrationsblatt darüber, daß eine solche Trennung in drei Parteien unfehlbar statt finden müsse, daß es nicht möglich sei, daß Männer wie Chase und Giddings, eine Alliance eingingen mit den Richtswissern, und daß im Falle dieser Trennung den Demokraten der Sieg zufallen m üsse. Wir geben die Folgerung zu. Die Antislavereipartei hätte in diesem Falle die nächste Staatswahl verloren; die Hunker bekämen die Aemter. Aber dieser Verlust würde mehr, wie zehnfach, aufgewogen durch die Herstellung einer reinen, unverfälschten, ehrlichen Freiheitspartei, ei-

ner Partei, die aus Männern von Ueberzeugung und Prinzip, nicht aus Aemterjägern besteht, eine Partei, die im Hinblick auf eine große glänzende Zukunft nicht über jeden beliebigen Stein, der im Wege liegt, strauhelt, sondern weitere Pläne und höhere Ziele verfolgt, als einen momentanen Aemterbesitz.

Wir und mit uns Tausende der freisinnigen Bewohner dieses Landes würden uns glücklich schähen, wenn es eine amerikanische Partei gäbe, der wir uns ohne Rückhalt, mit Stolz und Selbstbewußtsein, anschließen könnten; wenn diese Partei auch noch so klein wäre, sie würde unvergänglich und unbesiegbar sein dadurch, daß sie die ewigen Prinzipien höher stellt, als die momentanen Bedürfnisse eines Wahlkampfes. Ist man doch schon längst das Kompromismachen zwischen der Sklaverei- und Anti-Sklavereipartei leid; will doch kein entschiedener Politiker heute noch vom Missouri-Kompromiß und dem Kompromiß von 1850 wissen, — warum sollte man denn ein Kompromiß mit den Richten lassen abschließen, dieser ephemeren Erscheinung, die jeder Partei, der sie sich anschließt, nur eine momentane und zweifelhafte Unterstützung bieten könnte? Es ist nicht möglich, zu denken, daß Männer, wie Chase, Wade, Giltings, die bisher immer so viel Takt gezeigt und sich im politischen Leben so rein gehalten haben, sich in ein Kompromiß mit jenen bornirten und fanatischen Menschen einlassen könnten, welche die Menschenrechte und die Grundsätze der Unabhängigkeitserklärung gegen die eingewanderten ebenso verlecken, wie die Sklavenhalter gegen die Neger.

Freilich, die Männer an der Spitze scheinen uns zuverlässig und treu, aber die Werkzeuge der Partei, die unvermeidlichen Drahtzieher, die Aemterjäger groß und klein, denken anders. Es gibt in jeder Partei Leute, denen ein politisches Prinzip nur die Angel ist, um ein Amt zu fischen. Während die Reihen der Know-Nothings sich gerade durch diese Sorte Leute restrutirten, zählen auch die Free-soiler solche Aemterjäger, die in Verzweiflung gerathen, wenn sie daran denken, daß sie durch eine feindselige Handlung gegen die Know-Nothings die nächsten Wahlen verlieren könnten. Diese Leute möchten die Anti-Sklavereibewegung dazu benutzen, um alle Abfälle früherer Parteien, der Whigs, Demokraten, Free-soiler, Know-Nothings u. s. w. zu vereinigen, und mit Hülfe dieses grundsätzlichen Conglomerates die Aemter zu erhalten. In diesem Sinne brachte der hiesige „Leader“ Wahlvorschläge. Chase, Brinkerhoff und Bakus waren seine Hauptleute; also ein Free-soiler, ein Nichtswisser und ein Hunkerwhig. Sollte eine solche Fusion über die Anstrengungen ehrlicher und consequenter Politiker steigen, so würde die eigentliche Free-soilpartei für lange Zeit Achtung und Zutrauen verschert haben. Wir geben zu, daß man in der Politik klug sein muß, nicht Alles auf einmal verlangen darf, und selbst hier und da Zugeständnisse machen kann, aber wenn diese Zugeständnisse

das Lebenselement der Partei betreffen, und mit den Grundsätzen derselben in direktem Widerspruche stehen, dann können wir uns nicht des Urheils enthalten, daß es sich mehr um Aemterjägerei handelt, als um Prinzipien, und daß aller Anti-Sklaverei-Lärm dieser Leute nichts, wie eine große Lüge ist.

Wir glauben, daß wenigstens für uns Eingewanderte die Nationalitätsfrage gleich hinter der Sklavenfrage kommt, und wir keiner Partei ohne Rückhalt, ohne Bedingung, mit voller Hingebung und Treue angehören können, welche nicht in der einen Frage so gesund ist, wie in der andern. Wir verlangen daher in Bezug auf Sklaverei eine aggressive, in Bezug auf Nativismus eine defensive Politik.

Möchten die ehrlichen und unabhängigen Politiker doch einsehen, daß wenn jemals die Corruption, das Kompromiß und die Fusion aus der Politik verschwinden, wenn jemals sich hier eine konsequente, prinzipielle Partei bilden soll, — daß sie dann bei sich selbst anfangen müssen. Von den Hunkern ist es nicht zu verlangen, daß sie ehrlich werden. Aber von den Männern, deren Politik aus einer edlen Quelle fließt, deren Platform die Menschenrechte, die ewigen, unveräußerlichen Menschenrechte sind, von diesen Männern können wir erwarten, daß sie auf jedes Bandniß mit den Fanatismus und der Aemterjägerei verzichten.

Wir wollen sehen. Wie auch die Antwort auf unsre Frage ausfällt, unsere Stellung ist von vornherein klar und deutlich. Gewinnt das Nichtswisserthum in der republikanischen Partei einen deutlichen und entschiedenen Einfluß, so können wir nicht mit der republikanischen Partei stimmen, d. h. wir können dann bei der nächsten Staatswahl gar nicht stimmen. Denn für die „Demokratie“ zu stimmen, dies ist nicht möglich, und wenn die Welt voller Know-Nothings wäre. Niemals hat diese Partei sich so niederträchtig und verächtlich gezeigt, wie in den letzten Tagen; niemals hat sie mit solchem Hohn den Norden behandelt, niemals mit solcher Schamlosigkeit ihre verwerflichen Ansichten eingestanden. Für eine Partei, welche die Rowdies thaten in Missouri und Kansas öffentlich billigt und zu einer Planke ihrer Platform macht, — wie die demokratische Convention in Georgia und Louisiana gethan, — für eine solche Partei sind uns die Thüren für immer verschlossen. Man merkt schon an dem insolenten, impertinenten Ton der eutschenden demokratischen Blätter, daß sie, — Dank der nativistischen Bestrebungen mancher Abolitionisten, — der deutschen Bevölkerung Herr zu sein glauben, aber wir denken, daß unter den Deutschen doch noch Leute genug sind, welche feste Köpfe haben, und sich nicht vor einer vorübergehenden politischen Verlegenheit in den Staub der Schande beugen. Sollte die politische Situation so beschaffen sein, daß es gilt, zwischen einer nativistischen Bewegung und der Demokratie zu wählen, so gibt es nur Ein ehrenhaftes AuskunftsmitteL nemlich gäf nicht zu wäh-

len. Dies ist kein „passiver Widerstand“, sondern ein einfaches Ablehnen unwürdiger Verbindungen und Parteiuungen.

Allerdings sagt man mit Recht, es handele sich im gegenwärtige Momente hauptsächlich um die Sklavenfrage; dies sei der einzige Ausgangspunkt der ganzen Bewegung, und alle anderen Fragen, wie z. B. die Naturalisation, Temperenz u. s. w., müßten in den Hintergrund gedrängt werden. Wir selbst haben diese Ansicht immer und bei jeder Gelegenheit vertreten. Die Entscheidung über die Sklavenfrage ist die Entscheidung über die Zukunft Amerika's, und alle ai deren Fragen und namentlich die nativistischen Bestrebungen sind davon abhängig. Wenn man daher blos eine Anti-Sklaverei-Plattform bauen, und, wie Wilson von Massachusetts neulich sagte, alle andern Fragen der Zukunft überweisen will, so ist dies im Allgemeinen richtig gedacht. Der Amerikaner mag sich mit einer solchen Vertröstung auf die Zukunft zufrieden geben; wir Deutsche befinden uns aber in einer andern Lage. Die nativistischen Bestrebungen sind so sehr in den Vordergrund der öffentlichen Diskussionen und in den Mittelpunkt der politischen Agitation getreten, daß wir sie nicht umgehen können, daß wir nicht auf eine unbestimmte Zukunft uns vertreten dürfen. Wir wollen, daß die Reform-Partei öffentlich erklärt, daß sie die nativistischen Bestrebungen zurückweise. Ist es der republikanischen Partei wirklich Ernst mit ihrer Anti-Sklaverei-Bewegung, und will sie nichts Anderes, als eine Anti-Sklaverei-Platform, — ei, warum erklärt sie dies nicht, indem sie ausdrücklich jeden Nativismus aus dem Kreise ihrer Bestrebungen ausschließt?

Wahrscheinlich wird aber die Sache nicht auf diese Spize getrieben werden. Man wird im Heerlager der Republikaner die nativistischen Bestrebungen, wenn auch nicht ausdrücklich desavouiren, doch in den Hintergrund zurückziehen, und die Nichtwissen mit einzelnen Lemtern abspeisen. So sehr uns eine solche Halbwitheit auch mißfällt, und so unverhohlen wir darüber unsere Unzufriedenheit aussprechen, so glauben wir doch, daß wir Deutsche für denseligen Theil des republikanischen Tickets stimmen können, welcher unzweifelhaft frei von Nativismus ist. Namen, wie Chase als Gouverneur,—der Telegraph meldet gerade seine Nomination,—werden den freisinnigen Deutschen immer genehm sein; die politische Vergangenheit dieses Mannes ist uns eine genügende Bürgschaft für seine ehrenhafte Haltung in der Zukunft. Eine solche Nomination scheint uns über jede Frage und Zweifel erhaben zu sein. Aber die schöne Uebersicht ist uns noch keine Garantie für den Inhalt des ganzen Tickets. Dasselbe muß einer genauen, mißtrauischen Prüfung unterworfen, und jeder Name, welcher nicht ganz frei von nativistischem Anstrich ist, daraus gestrichen werden. So werden wir uns wahrscheinlich mit einem durchlöcherten Ticket behelfen müssen.

Wie auch die Parteien sich gestalten, wir bedauern, daß die einfache und klare Situation auf diese Weise getrübt und verwirrt wird, und daß wir uns an dem bevorstehenden Kampfe nicht mit der Lebhaftigkeit und Hingabe beteiligen können, welche das große Prinzip, das auf dem Spiele steht, verlangt.

In der nächsten Nummer werden wir das republikanische Ticket, das der Telegraph beim Schluß dieses Artikels noch nicht vollständig gebracht hat, näher besprechen.

M u n d s c h a u.

Die Aussichten für die nächste Zukunft sind befriedigend, und ohne gerade ein Sanguiniker zu sein, ohne gerade einem einseitigen Optimismus zu huldigen, kann man doch eine Besserung mancher Verhältnisse erwarten. Der Sommer ist bisher mäßig und milde; er erinnert an ein europäisches Klima, und unterscheidet sich sehr von dem grausamen Sommer des vorigen Jahres; die gewöhnlichen Epidemien sind ausgeblieben, und die Aerzte und Apotheker klagen. Die Erndte steht nach den Versicherungen der gesammten Presse ausgezeichnet gut, und trotz der Fülle der Produkte wird der Farmer auf gute Preise zu rechnen haben, weil das russische Getreide auf dem englischen Markte fehlt. Dazu kommt noch, daß die Importation europäischer Waaren in diesem Sommer ungewöhnlich gering war, und also verhältnismäßig wenig Geld über das Meer geschickt wird. Es ist also für den Herbst eine gute und lebhafte Geschäftszeit vorauszusehen, wenn auch gegenwärtig die Geschäftssteckung mehr, wie selbst im letzten Winter, empfindlich ist. Die Missernte des vorigen Jahres und die Geschäftssteckung während des Winters haben darauf aufmerksam gemacht, daß mehr ackerbautreibende Hände notwendig sind, und der gute Erfolg, den die Farmer dieses Jahr erzielen, wird gewiß eine Menge neuer Hände dem Ackerbau zuwenden.

Mit der materiellen Wohlfahrt des Landes scheinen sich auch die intellektuellen Verhältnisse zu bessern. Die Politik nimmt immer mehr und mehr einen entschiedenen prinzipiellen Charakter an; die Frage zwischen Süd und Nord tritt mit immer größerem Uebergewicht hervor; man fängt an, eine große und mächtige Partei des Nordens zu gründen. Die nativistischen Bewegungen sind von der Anti-Sklaverei-Agitation in den Hintergrund gedrängt worden; sie bilden jetzt im Norden keine Partei mehr, sondern nur noch untergeordnete, sekundäre Fraktionen einer Partei, und es ist vorauszusehen, daß diese Elemente einer schnellen Auflösung entgegen-

gehen. Die Temperenzagitation ist durch die Einführung des Maine Law in Indiana, Michigan und vor Allem in New-York und durch die Abstimmung in Illinois in ein neues Stadium getreten, und hat sich überall als unpraktisch und unausführbar gezeigt. Die amerikanischen Politiker und Aemterjäger werden durch die Erfahrung wohl eingesehen haben, daß sie sich mit diesem ihrem Steckenpferde überall unpopulär machen, und daß die nächste Folge der Einführung des Maine-Law die Erschütterung des Rechtsbewußtseins im Volke und die Vermehrung der Demoralisation ist.

In Michigan und den grösseren Städten des Staates New-York nimmt man es mit dem Maine-Law nicht ernsthaft; in Illinois hat das Volk mit einer großen Majorität das Gesetz abgelehnt, und so hätte es kaum der blutigen That Neal Dow's bedurft, um das gehafte Gesetz zu tödten. Nur in Indiana scheint das Gesetz ernstlich gemeint zu werden und grosse Verluste herbeizuführen. Während also die Temperenzagitation an Ansehen verliert, gibt sich überall ein Geist der Reform kund, der, ob er auch manchmal blindlings umher tappt und nach falschen Maßregeln greift, doch im Ganzen ein Streben zum Besseren verräth.

Die industriellen Fortschritte Amerika's sind sehr bedeutend; das Eisenbahnnetz des Westens hat sich in dem letzten Jahre sehr vervollständigt, und die Handelsmarine auf den inneren Seen und Flüssen hat an dem allgemeinen Aufschwunge des Westens Theil genommen.

Gegenüber der beschränkten nativistischen Bestrebungen greift der Einfluß eu. opäischer Kultur immer mehr und mehr in Amerika um sich. Niemals haben so viele Amerikaner den europäischen Continent bereist, wie in diesem Jahre, wozu die Pariser Industrie-Ausstellung die nächste Anlassung gegeben hat. Der unterseeische Telegraph zwischen Europa und Amerika und die Erbauung der Riesenschiffe in England werden den Verkehr zwischen der alten und neuen Welt immer mehr erleichtern, und so wird der Nationalismus bald auf die Hefe des amerikanischen Volkes beschränkt werden.

Auch lässt es sich voraussehen, daß bald die Geschickte Europa's eine solche Wendung annehmen, daß Amerika nicht mehr seine Neutralität behaupten und auf seinen Anteil an der Weltpolitik verzichten kann. Schon jetzt hat der orientalische Krieg eine universelle, kosmopolitische Bedeutung, und jeden Tag schwächt diese Bedeutung mehr an. Es handelt sich um die Theilung der Erde, und da muß Amerika sich rühren, will es nicht, wie jener Dichter in der Fabel, zu spät vor den Thron des Zeus kommen. Der Krieg lässt sich nur durch eine wesentliche Änderung der Karte von Europa beenden, und man kann voraussehen daß sich noch ganz andere Elemente in den Kampf mischen werden; die bis jetzt beteiligten Kräfte vermögen keine Lösung zu Stande zu bringen. England und Frankreich können in ihrer bisherigen Verfassung den Verfall Europa's unter die Hegemonie Russlands nicht hindern. Der Krieg ist soweit gediehen, daß

die Westmächte ihn nicht fortsetzen, nicht beenden können. Dem Abdanken der Generale wird das Abdanken der Regierungen folgen. Das Lager vor Sebastopol ist eine treffliche Schule für die republikanische Erziehung der englischen und französischen Armee. Die französischen Soldaten, welche von den Generälen Lamoriciere, Gavaignac, Changernier, Bedouin, Lardinot u. s. w. so lange Jahre befehligt und zu glänzenden Waffentheaten geführt sind, werden sich erinnern, daß der militärische Ruhm Frankreichs aus Frankreich und der französischen Armee verbannt ist. Die St. Arnaud's, Canrobert's u. s. w. sind wohl gut dazu, einen nächtlichen Banditenstreich gegen Paris auszuführen, aber einem regelmäßigen Kriege sind sie nicht gewachsen. Die Armee sieht dies ein, und die Folgen dieser Einsicht reichen bis an den Thron. Sollte die Armee der Krim, ohne Sebastopol genommen zu haben, nach Frankreich zurückberufen werden, so würde der revolutionäre Geist, der überall in Frankreich verborgen wühlt, einen bewährten Mittelpunkt erhalten. Aber selbst wenn man es nicht zu dieser extremsten Schande kommen läßt, wird sich eine Katastrophe ereignen.

Louis Napoleon ist schnell aufwärts gestiegen, aber sein Fall wird noch schneller sein. Davon kann man jetzt schon Anzeichen sehen. Der Kristallpalast erfüllt nicht die davon gehaltenen Erwartungen; das österreichische Bündniß ist zerrissen; die Stimmung zwischen Frankreich und England wird jeden Tag schwieriger, und bald wird sich Napoleon, der sich schon als der Leiter der europäischen Geschickte fühlte, isolirt stehen. Eine massenhafte Verarmung des Volkes und Verschuldung des Staates ist die nächste Folge der Napoleonischen Regierung; schon spricht man davon, die Verarmten eauzer Provinzen nach Afrika zu entführen; ein neues Anleihen von 800 Millionen ist im Werke, und jeder fragt erstaunt: Wo soll das hinaus? Napoleon mag sich sehr unbehaglich auf seinem Throne fühlen, wenn er nur im Mindesten im Stande ist, die Verantwortung zu fühlen, die auf ihm lastet. Aber so war es ja immer mit diesen Leuten der Staatsstreicher; sie waren immer verwegen, tolle Spieler, die nicht nur ihr Geld, sondern auch ihre Ehre riskirten. Der letzte Wurf wird bald genug verloren sein.

England zögert noch immer, den großen Schritt der parlamentarischen Reform zu thun, dessen Nothwendigkeit sich jeden Tag dringender herausstellt. Es sieht ein, daß mit kleinen Mitteln nichts gewonnen wird, daß man radikal reformiren muß, um zu helfen. Nicht nur die englische Armee, auch die englische Verfassung wird vor Sebastopol geschlagen. Der Krieg hat seinen mächtigen Reflex auf die innere Geschichte Englands, und es sind jetzt schon mehr Brüchen in die aristokratische Verfassung Englands, als in die Mauern von Sebastopol, geschossen;

Kröbel sagt in einem neulichen Aussaße: „Weltpolitik“ bedeutet, daß der Schwerpunkt der europäischen Geschickte mehr nach Osten verlegt wer-

den müsse. Deutschland ist nicht nur der geographische, sondern auch der politische Mittelpunkt Europa's, und dies zeigt sich auch ich gegenwärtigen Kriege trotz der politischen Misere und Erbärmlichkeit, die niemals so groß gewesen ist, wie hente. Wir glauben nicht daran, daß der Krieg der Dynastien sich in einen Krieg der Nationalitäten verwandele, — eine Aussicht, mit welcher die halboffiziellen französischen Zeitungen kokettiren, sondern vielmehr, daß der dynastische Krieg sofort ein Revolutionskrieg wird, und in Folge der Revolution erst die verschiedenen Nationalitäten, Ungarn, Polen n. s. w. an dem Kampfe Theil nehmen. In diesem Falle ist Deutschland der Mittelpunkt der Ereignisse und die Wiedergeburt Deutschlands die Wiedergeburt Europa's. Ohne Deutschland, ohne ein großes, freies und einiges Deutschland ist kein freies Polen, Ungarn oder Italien möglich; Deutschland muß das Centrum einer Gruppe freier Staaten werden, die eine republikanische Föderation bilden, ähnlich, wie die Ver. Staaten von Amerika. Die Freiheit Europa's wird immer ein Hazardspiel sein, so lange die europäische Politik von Paris abhängt, dieser leichtsinnigen, wankelmüthigen Stadt; auch Englands perfides, treuloses Krämervolk ist keine Garantie für die Völkerfreiheit. Aber wenn Deutschland reorganisiert ist, ein Volk von mehr, wie 40 Millionen Menschen, im Herzen Europa's gelegen, mit seinen Einflüssen, seiner Stammeverwandtschaft in alle Nachbarländer hineinreichend, dann hat die Freiheit Europa's eine feste Basis gefunden. Holland, Belgien, Dänemark, die Schweiz, Polen, Ungarn, Italien, alle diese Länder sind von deutschen Elementen durchdrungen und finden ihren natürlichen Haltpunkt in Deutschland.

Wenn Deutschland den Mittelpunkt dieser Staatengruppe bildet, dann liegt der Schwerpunkt der europäischen Politik in der geographischen Mitte; bis jetzt liegt er zu weit westlich, und verstattet daher dem Osten ein zu großes Nachsthum. Deutschland ist der natürliche Moderator und Regulator der europäischen Geschichte; dies sehen wir im gegenwärtigen Momente schon, denn die ganze innere Geschichte des Krieges ist bisher in den deutschen Kabinetten fabrikiert worden. Ob unser Vaterland noch einmal diese seine Stellung in der europäischen Völkersfamilie einnehmen wird? Wir haben noch nicht einen Augenblick die Hoffnung und das Vertrauen darauf verloren. Wir glauben, daß kein Volk der Welt fähiger zur Freiheit ist, wie das deutsche, und daß kein Volk mehr Verauflassung hat, seine jetzigen Zustände zu ändern. Es ist sehr leicht möglich, daß die nächste Zeit das schlafende, träumende Deutschland aufweckt, und daß die Weltgeschichte sich wieder die Schlachtfelder im Herzen Deutschlands aussucht, auf denen seit Jahrhunderten Europa seine Kriege ausgefochten hat.



„American Liberal.“

Von mehreren Seiten kommen uns Anfragen zu wie es mit dem Wiedererscheinen dieser Zeitung stehe. Was uns persönlich angeht, so glauben wir, in dieser Angelegenheit die Initiative nicht ergreifen zu können. Das hiesige Comite hat einen Plan zur Aktienzeichnung dem Publikum vorgelegt, und nun ist es an der Reihe der freisinnigen Deutschen, Etwas von sich hören zu lassen, sonst werden die Leute des hiesigen Comite's auch wohl Sag-Nichts bleiben. Es lässt sich gar nicht sagen, welche Bedeutung das Blatt in der jetzigen politischen Situation haben könnte; niemals ist uns die Nothwendigkeit dieses Blattes auf so empfindliche Weise deutlich geworden, wie gerade jetzt. Aber die Schwierigkeiten sind ebenso groß, wie der Nutzen, und deshalb ist es nicht ratsam, das Blatt eher erscheinen zu lassen, als bis dasselbe vollständig gesichert ist, und also das Vertrauen des Publikums demselben im vollen Maße entgegenkommen kann. Wir wünschen, in dieser Angelegenheit bald Etwas zu hören. Welche Stadt will den Anfang machen?

Die „Atlantis“

wird jetzt regelmäßig in der ersten Hälfte des betreffenden Monats erscheinen.

Es gehen uns manche Reklamationen zu in Betreff auf der Post verloren gegangener Exemplare; wir erbieten uns, dieselben zum zweiten Male zu schicken, sobald man uns davon Notiz gibt.



Inhaltsverzeichniß.

1. Zwischen beiden Wörtern.
 2. Gibt im amerikanischen Volke wirklich die Freiheit zur Kreide?
 3. England's Handel. (Nach Dickens.)
 4. Das Verhältniß des Staates zur Kirche und die religiöse Kastration.
 5. Welches Heilmittel gibt es gegen das Leid der Siegerstädter?
 6. Die Türkei und Cuba.
 7. Am 4. Juli.
 8. Die Grenzen der menschlichen Kreide.
 9. Fortschritte in der Mechanik. (Nach der „New-York Tribune“.)
 10. Die Reform Partei in England. (Nach der „N. Y. Tribune“.)
 11. Herr Heinzer.
 12. Ohio-Politik.
 13. Vermischtes.
- x* Editoriell sind alle Artikel der „Illustratio“, welche nicht gezeichnet sind.
- x* Das Augustfest erscheint in der Mitte des Monats August.
- x* Held vor Gott, wenn regichtig, auf mein Knie.

Christian Offenau,

Dramer 16, Glenelg, Dho.